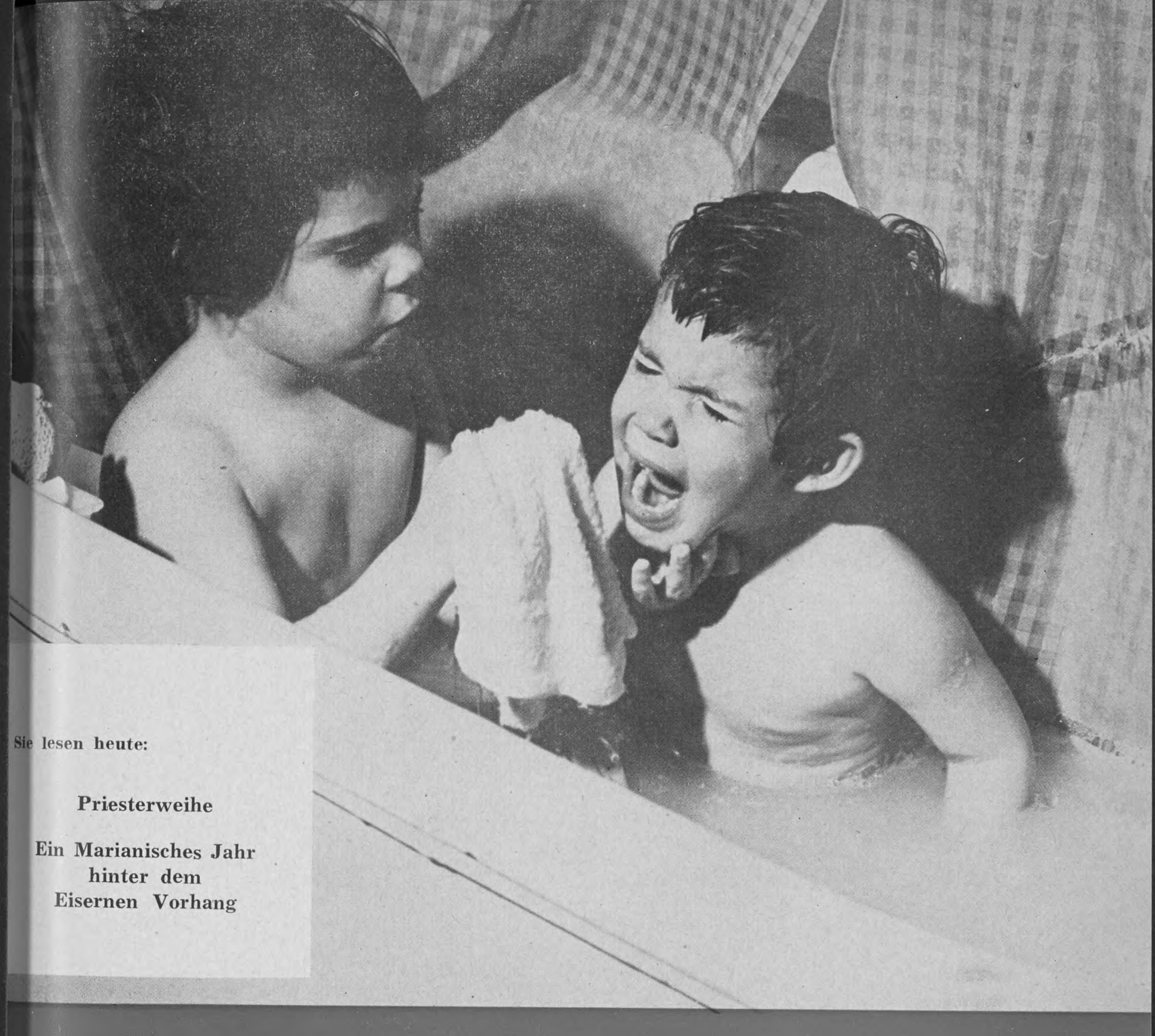


Sie lesen heute:

Priesterweihe

Ein Marianisches Jahr hinter dem Eisernen Vorhang

# DER MARIENBOTE

Juli - August 1956



# Maria Himmelfahrt

Eine liebe Wallfahrt weiß ich,
Wo ich bete manches Mal,
Heißt „Maria zu der Birke",
Steht in einem grünen Tal.
Bild im blauen Sternenmantel,
Auf dem Haupt die goldne Kron:
Muttergottes zu der Birke
Hält am Herzen ihren Sohn.
Und der liebe, kleine Heiland
Schauet wie ein Kreuzlein drein,
Weil er seine Arm' ausbreitet:
Euer Bruder will ich sein!
Muttergottes zu der Birke,
Heute ist dein Ehrentag:
Himmelfahrt. Ihr Englein singet,
Wie das Herz euch treiben mag.
Viele kleine Bauernmägdlein,
Bringen jedes einen Strauß,
Über Blumen, gold'ne Ähren,
Schütte Deinen Segen aus.
Deinen Segen wollest geben
Wäldern, Wiesen, Feldern all,
Und dein Segen soll vertreiben
Wund und Weh' von Haus und Stall.
Muttergottes zu der Birke,
Halt beim lieben Herrgott an,
Daß er uns in Himmel hebe,
Wie er Dir schon hat getan.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang  Juli–August 1956, Battleford, Sask.  No. 10

# Dies und Das

**Seelsorge unter den Neueingewanderten**

Immer wieder kommt uns die Frage, die wir bereits in der Juniausgabe des Marienboten (Zum wievielten Male wohl schon?) berührt hatten: Wie können wir die vielen neueingewanderten deutschen Katholiken seelsorglich erfassen? Vieles ist in dieser Hinsicht schon getan worden, sehr vieles ist noch zu tun.

Die Seelsorgearbeit unter Kanadas Katholiken deutscher Abstammung hat sich in zwei voneinander verschiedene Probleme geteilt. Da ist erstens die Arbeit unter den „Alteingesessenen", d. h. unter jenen Katholiken deutscher Sprache, die bereits seit Anfang des Jahrhunderts im Lande sind, und zweitens die Seelsorge um die vielen deutschen Katholiken, die seit Ende des letzten Krieges nach Kanada ausgewandert sind und immer noch kommen.

Nach Aufstellung des Statistischen Bundesamtes zu Bonn, Deutschland, sind von 1945 bis zum 30. September 1955 im ganzen 129,780 Deutsche nach Kanada gezogen. Von diesen sind etwa 45% katholischer Religion. Das gäbe ungefähr 58,400 Katholiken.

Diese Zahl sowie auch die Tatsache, daß die allermeisten deutschen katholischen Neueinwanderer sich gerade dort niederlassen, wo es kaum deutschsprechende Priester gibt, muß uns mit Sorge erfüllen.

Die erste Einwanderungswelle deutscher Katholiken nach Kanada begann gleich zu Anfang unseres Jahrhunderts und endete ungefähr um 1930. Die deutschen Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria und eine Gruppe deutscher Weltpriester wurden damals von der Kirche beauftragt, diese Gruppe kanadischer Neueinwanderer seelsorglich zu betreuen. Dazu kamen noch die Benediktiner der St. Peter's-Abtei zu Muenster, Saskatschewan, die durch Gründung ihrer St. Peter's Kolonie, durch deutsche Zeitungsarbeit, Erziehung im St. Peter's Kolleg und führende Arbeit im Dienste des damals dem deutschsprechenden Katholiken Kanadas so wichtigen Volksverein Großes leisten konnten.

Die Oblaten, die Benediktiner und die deutschen Weltpriester jener Tage taten ihr Allermöglichstes zu verhindern, daß der deutsche katholische Einwanderer hier in Kanada ganz „in der Fremde" (Papst Pius XII.) bleibe. Auch hier in Kanada sollte der Neueinwanderer finden, was er drüben gewohnt war: Katholische und deutschsprechende Nachbarn, Kirche mit deutschsprechendem Priester, geeignete Schule für die Kinder, ja selbst Krankenhaus mit deutschsprechendem Arzt und deutschsprechenden Schwestern.

Um alles dieses zu erreichen, suchte man die Einwanderer ins westkanadische Prärieland zu leiten, wo die heute noch blühenden Kolonien deutschsprechender Katholiken gegründet wurden. Der Erfolg dieser Seelsorgepolitik ist kaum zu schätzen — und leider auch kaum bekannt. Vor zwanzig Jahren noch schien man in Deutschland nicht ganz mit der Pionierarbeit des deutschsprechenden Klerus Kanadas zufrieden gewesen zu sein. Man schrieb da-

mals: „Der Blick Deutschlands nach seinen Söhnen in den Vereinigten Staaten von Amerika ist, wie fast alle mündlichen und schriftlichen Urteile jüngster Zeit zu erkennen geben, mit stillem Bedauern und heimlicher Resignation über ihre nationale Standfestigkeit und die Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Art erfüllt." (Volksdeutsche Quellen und Darstellungen, Band IV, 1937).

Daß man mit genau demselben „Bedauern" zum Katholiken deutscher Abstammung in Kanada hinüber schaute, beweisen Briefe, die auch zu uns vom damaligen „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen" kamen.

Dem Reichsverband von 1937 ging es um „nationale Standfestigkeit" — um eine Art „Auslands-Deutschland" in Kanada, in den Vereinigten Staaten, überall dort, wo Deutschstämmige lebten.

Dem deutschsprenden Klerus Kanadas handelte es sich jedoch nur um eines: Um „Standfestigkeit im Glauben", und um nichts mehr.

Wirklich erfrischend, wie aus dem sorgenden Munde der heiligen Mutter Kirche kommend, wirkt, was heute im katholischen Deutschland geschrieben wird: „Das große Anliegen der muttersprachigen Seelsorge ist kein nationales oder nationalistisches, zielt auch nicht auf die Erhaltung des Volkstums, sondern ist rein religiöses, menschliches. Es sollen durch die Muttersprachige Seelsorge Glaube und Sitte, aus der Heimat mitgebrachte religiöse Innigkeit und Eigenart und auch das jedem Volk speziell eigene Gute, also das Volksgut, erhalten bleiben. Daraus ergibt sich eindeutig, daß die religiöse Auswanderungsbetreuung nicht mehr wie früher religiöse Volkstumsarbeit sein kann und will. Der Auswanderer wird im Laufe der Zeit sich in das Gast- und Aufnahmevolk organisch eingliedern müssen. Es muß aber immer ein organisches Wachstum bleiben und darf nicht zu einer erzwungenen Eingliederung werden." (Prälat A. Büttner, „Der deutsche Katholik im Ausland", April 1956).

Auf diesen Grundsatz wurde gleich zu Anfang des Jahrhunderts alle deutsche Seelsorge Kanadas gestellt. Heute danken wir Gott dem Herrn für reife Frucht und reichste Ernte, die dieser Form der Auswandererseelsorge entwachsen konnte. Es sind die den Pionierpriestern anvertrauten Seelen nicht verloren gegangen. Heute zeigt es sich bereits, daß der erste Einwanderer und seine Nachkommen im kanadischen Kirchen- und Kulturleben „Heimat" gefunden haben. Heimat ganz besonders im Glauben, im Schoße der Kirche. Und zwar so tief und so überzeugt, daß wir heute mit Sicherheit sagen können: Diese Menschen bleiben bei Gott und in Gottes Kirche.

Beendet ist die Seelsorge unter den Alteingesessenen und deren Nachkommen aber noch lange nicht. Diese Tatsache zu erfassen und zu überblicken, ist für unsere Arbeit hier von allergrößter Wichtigkeit. Gerade jetzt stehen wir vor einer nicht leicht zu nehmenden Krise: Vor dem Problem des Überganges vom „Deutschen" ins „Englische".

Jeder nur etwas erfahrene deutschsprechende Seelsorger Kanadas weiß — es wurde diese Frage oft unter uns Priestern besprochen — daß der Wechsel von der Muttersprache zur neuen Sprache gewisse Gefahren mit sich bringt. Es geht hier nicht so sehr um die Sprache selbst. So unklug ist kein deutschsprechender Seelsorger Kanadas, daß er den nun einmal ganz natürlichen Übergang von der deutschen zur englischen Sprache zu verhindern suchte.

Jede Sprache ist jedoch Ausdruck eines ganz gewissen „Geistes". Wer zur englischen Sprache übergeht, bricht auch fast in allen Fällen mit seiner Mutter-, in unserem Falle deutschen Sprache. Nun ist aber gerade die Muttersprache tiefstens mit Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Überzeugungen verbunden. So tief, daß — wie wir übergenügend beobachten können — zusammen mit der Muttersprache auch oft das „Althergebrachte", das Gewohnt-Katholische, das Innige und gerade das Allerwärmste des Glaubenslebens, in Gefahr gerät, beiseite geschoben zu werden.

Unsere Leute wechseln zwar die Sprache, nicht aber die ihnen angeborene Mentalität: Ihre Denkart und ihr Gemütsleben. Sie beginnen sich langsam von der althergebrachten katholischen Lebensform abzuwenden — ihnen mit der Übernahme der englischen Sprache auch eine ihrem Geiste angepaßte neue katholische Lebensform zu geben, ist heute unsere Aufgabe. Das „Gelobt sei Jesus Christus", das „Grüß Gott, Vater und Mutter", das „Behüt euch Gott, auf Wiedersehn" verschwindet langsam, aber ganz sicher. Ganze Welten des Glaubens und des Lebens im und durch den Glauben atmen in diesen Grüßen. Wir können nicht verhindern, daß sich unsere Leute heute mit dem „hello" begrüßen und mit dem Ausdruck „good bye" voneinander Abschied nehmen. Verhüten müssen wir aber um alles in der Welt, daß der G e i s t dahingeht, der den katholischen Gruß der Muttersprache unserer Ansiedler durchlebt. Dieser Geist muß mit hinübergehen ins „Neue", in den Gebrauch der englischen Sprache.

Auch hier stehen wir auf dem Grundsatz der Apostolischen Konstitution Papst Pius XII. „Exul Familia": „Der Einwanderer muß langsam und organisch in die neuen Verhältnisse hineinwachsen!"

Um das zu können, braucht der „alteingesessene“, deutschstämmige Katholik heute immer noch Seelsorger seiner Art und seiner Abstammung; Seelsorger seiner ihm eigenen Mentalität.

Wohl sucht der Mund „englisch“ zu sprechen, das Herz ist aber noch lange nicht dabei. Besonders nicht in der Kirche, wenn es sich um Priesterwort auf der Kanzel und im Beichtstuhl, um Kirchenlied und um kirchliche Festlichkeiten handelt. Das „Althergebrachte“ schwindet, das „Neu-hergebrachte“ darf aber nicht von der englischen Sprache des Radios, des Filmes, der Zeitschriften und der samstäglichen zur „Tradition“ gewordenen Stadtbesuche kommen: Es muß organisch aus gläubigem Herzen wachsen, damit es nicht nur Sprache bleibe sondern zum Leben aus tiefer Überzeugung des Glaubens werde.

Das sind unsere Probleme bezüglich der „Alteingesessenen“. Schwieriger noch ist die Seelsorge um die jüngeren Neueinwanderer. Der Neueinwanderer wählt sich meistens die Industriestädte Kanadas, und das größtenteils im Osten des Landes, zur neuen Heimat. Er lebt fast zweitausend Meilen entfernt vom bisherigen Mittelpunkt unserer Seelsorgearbeit für den deutschsprechenden Katholiken. Dazu kommt noch, daß es in vielen unserer kanadischen Großstädte wohl deutsche Kirche gibt — aben nicht wie drüben in Deutschland: Nicht für jeden in naher Nachbarschaft. Städte wie Vancouver, Montreal, Toronto, ja sogar Winnipeg, fordern manchmal meilenweiten Weg zur sonntäglichen hl. Messe in der deutschen Kirche.

Daß bei derartigen Verhältnissen die Gefahr besteht, des „weiten Weges wegen“ nicht zur Kirche zu kommen, sehen wir nur zu klar. Diesem Problem liegt nur eine einzige Lösung offen: Mehr Seelsorger! Die wir leider nicht haben. Mehr Seelsorger, die ihren Schäflein nachgehen können, aufmunternd zum sonntäglichen „Opfergang“, helfend und zusprechend und leitend.

Die Kirche Kanadas, das „Katholische Auslandssekretariat“ Deutschlands und der Heilige Vater selbst suchen zu helfen wo sie nur können. Es arbeiten heute für die seit 1945 Neueingewanderten deutscher Sprache:

In Vancouver, B.C., Regina, Sask. Saskatoon, Sask., Winnipeg, Man. und Ottawa die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. In Edmonton, Alta. die Franziskaner. In Calgary, Alta. die Pallotiner. In Montreal die Franziskaner. In Saskatoon, Sask. und in Toronto die Redemptoristen. Dazu kommen noch vereinzelte Weltpriester in den Städten und in den Waldgebieten Ostkanadas.

Unter den „alteingesessenen“, deutschstämmigen Katholiken arbeiten gegenwärtig die Benediktiner der Abtei zu Muenster, Sask. in ungefähr 36 blühenden Pfarreien und Missionen; die Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria in fast 60 Pfarreien und Missionen. Damit sind aber noch lange nicht alle deutschsprechenden „Alten“ erfaßt. Zu Tausenden leben sie im Westen Kanadas in heute von nur englisch sprechenden Priestern versorgten Gemeinden. Es gibt Fälle, wo fast die Hälfte großer, wichtiger, rein englischer Gemeinden aus deutschstämmigen (und auch deutschsprechenden) Pfarrkindern besteht.

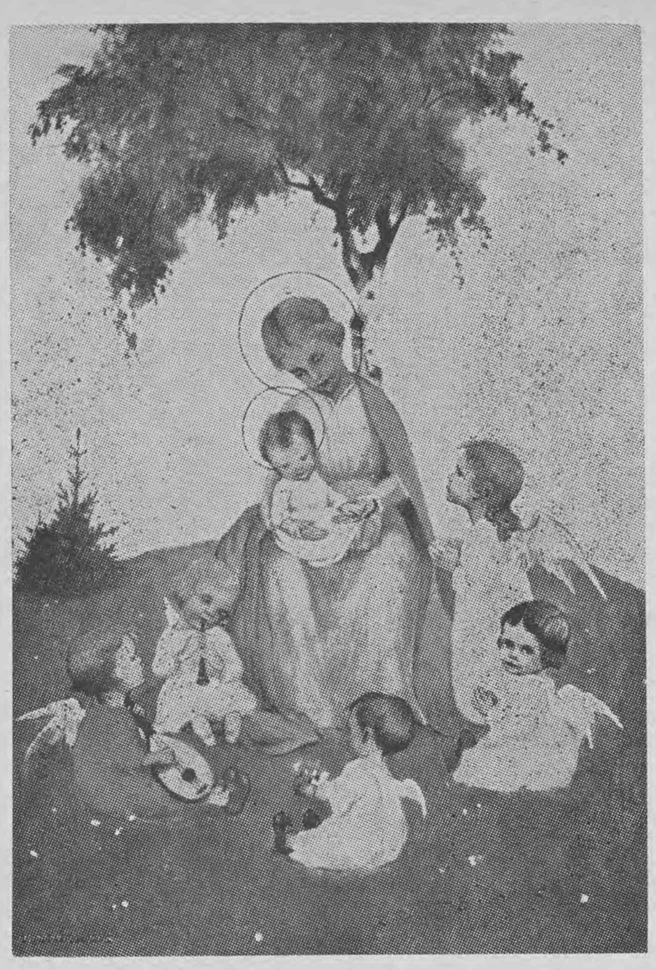
Ernst sind unsere Probleme — Gott hat jedoch bisher geholfen. Seine gütige Vorsehung wird auch weiter leiten — alle Seelen zu Christus hin, zur Liebesverherrlichung Seines Ewigen Namens.

– Der Schriftleiter

---

**„Es wußten zum Unterschied von den Modernen unsere Vorfahren — auch aus den Irrtümern, von denen ihre konkreten Anwendungen nicht frei waren —, daß die menschlichen Kräfte im Schaffen der Sicherheit in sich begrenzt sind; und deshalb nahmen sie ihre Zuflucht zum Gebet, um zu erlangen, daß eine weit höhere Macht ihr Ungenügen ergänze. Das Abkommen vom Beten aber ist in dem sogenannten industriellen Zeitalter das auffallendste Sympton des behaupteten Selbstgenügens, dessen sich der moderne Mensch rühmt. Allzu viele sind es, die heute nicht mehr um die Sicherheit beten und die als von der Technik überholt die Bitte ansehen, die der Herr auf die Lippen der Menschen legte: „Gib uns heute unser tägliches Brot“, oder die sie rein mit den Lippen noch nachsprechen, ohne innere Überzeugung von ihrer immerwährenden Notwendigkeit.“**

Pius XII., Weihnacht 1955



# MARIA im Sommer

**Die Trösterin der Betrübten**
**vom Schriftleiter**

Nun ist es wieder Sommer. Es rüstet sich der Gläubige zur Wallfahrt, zur Fahrt zum Gnadenbild Mariens, der immer Helfenden und immer Tröstenden.

Jeden Monat des Jahres wird irgendwo in der katholischen Welt „Maria Trost", „Maria Trost in Gram und Trübsal", „Maria Trost und Freude" oder „Maria Trösterin der Betrübten" gefeiert. In alten Büchern finden wir lange Listen aller Marienfeste, wie sie seit Jahrhunderten von Volk und Klerus gefeiert werden. Diesen Listen nach gehört „Maria Trost" zu den beliebtesten und volkstümlichsten Marienandachten. An Zahl der Gnadenorte, der Patronatsfeste mit eigener Messe und eigenem Tagesbrevier, der Lieder, Volksgebete, Wallfahrten und Prozessionen steht „Maria Trost" gleich nach den drei verbreitetsten Marienandachten: Gleich nach „Maria Gnadenmutter", „Maria Mutter der Barmherzigkeit" und „Maria Hilf".

Jahrhundertalte Kirchen und Bilder „Maria Trost" und ebenso altehrfürchtige Wallfahrten zur Trösterin der Betrübten finden wir in Rom (St. Catharina dei Funari und S. Ambrozio), in ganz Italien, in Sizilien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Polen — und in Deutschlands berühmten Wallfahrtsort Kevelaer. Wir finden eine Kopie der weitbekannten „Trösterin der Betrübten" von Luxemburg in Carey, Ohio, U.S.A., ein anderes, ebenso hochverehrtes Bild der Trösterin in St. Louis, Missouri, U.S.A. In Brasilien ist „Maria Trost" Schutzpatronin der Kirchenprovinzen Bahia und Belem. Die „Trösterin der Betrübten" war auch seit ungefähr 1711 Hauptpatronin des kaiserlichen Palastes zu Petersburg; wurde in der Verklärungskirche zu Moskau, und am 16. Juli in ganz Rußland gefeiert. Das Fest „Trösterin der Betrübten von Athos" (Mazedonien) ist einer der ganz großen Marientage der orthodoxen Kirche, die „Trösterin der Betrübten" ist seit 1676 Patronin des ganzen Landes Luxemburg, und die Andacht zu ihr wird mit eigenem Tagesbrevier von den Augustinermönchen und von den Priestern der Genossenschaft der Eudisten, Maristen und Piaristen liebevoll gepflegt.

An jedem ersten Sonntag im August wird in der Piaristenkirche zu Wien „Maria Treu" gefeiert.

„Maria Treu" und „Maria Trost" — unser ganzes Herz schwingt mit, und alle Tränen, die je vor dem Bilde der Jungfrau geflossen, werden wach beim Klange dieser Namen der Mutter „von der Milde und Hilfe" (Pieta e Soccorso, im Dom zu Genua). Tränen des Dankens, Tränen der Zuversicht in jeder Not, Tränen des Hoffens auf „Maria Treu", die immer geholfen und immer hilft, wie die vielen Lande und Staaten es beweisen, die man im Laufe der Jahrhunderte voller Kriege und Not „Unserer Lieben Frau vom Siege" und der „Trösterin der Betrübten" geweiht. Wie auch die ungezählten Seelen der Gehetzten, der Mühseligen und Beladenen es bekennen, die Trost finden konnten bei Maria. Trost schon seit den Tagen der Apostel, wie christliche Tradition und Geschichte es uns so warm erzählen.

Maria tröstet nicht ins Leere. Es macht doch nachdenklich, wenn man sieht, wie die Menschen zu ihr kommen, in ganzen Scharen und seit Jahr-

hunderten schon, mit allen nur möglichen Betrübnissen und Nöten. Tausende und Abertausende kommen, und nicht alle, ja sogar nur die allerwenigsten gehen wieder heim geheilt und entlastet von ihren Kreuzen. Alle aber gehen sie heim — getröstet! Alle kommen sie zurück von Maria erfüllt mit einem Trost, der nicht von dieser Erde ist. Der nicht zärtelt sondern hart macht und auch den Gebeugtesten, auch den Zertretetsten und Hoffnungslosesten wieder aufrichtet, selbst unter unmöglichster und aussichtslosester Last.

Der Trost den Maria gibt, ist nicht von dieser Welt. Es gibt deswegen auch keinerlei menschliche Erklärung dafür. Er ist überirdisch, und er ist nur im Licht der Worte und der Offenbarungslehre Jesu zu verstehen.

Um irgendwie zu erfassen, was da eigentlich mit uns und an uns geschieht durch der Jungfrau Trösten, müssen wir den Grundsatz aller Marienverehrung und aller Marienandacht, der da sagt: „Durch Maria zu Jesus", einmal umkehren. Tun wir das, dann haben wir den Satz: „Von Jesus durch Maria zu den Menschen!"

Und so ist es auch. So viel auch die milde Jungfrau an Liebe des eigenen Herzens, an eigenem Mitempfinden unserer Not, und an eigener Muttersorge uns geben mag: Als Erstes und Hauptsächlichstes gibt uns Maria immer die Gaben Jesu! Die Gnaden Jesu! Und auch das Trösten Jesu!

Trösten, wirklich trösten im Sinne der göttlichen Offenbarung, kann nur Einer. Und das ist Gott, der Kreuze gibt und Kreuze zuläßt.

Wo immer Trübsal ist, da ist auch der tröstende Gott. So war es immer schon gewesen, schon seit Anbeginn. Alle Trübsal hat ihren Anbeginn in der ersten Sünde der Menschen. Dem Urbeginn unserer Trübsal folgte aber auch sofort der „große Trost" Gottes: Der Trost der Verheißung unserer Erlösung.

Damals, im Paradiese, war Gottes Trösten uns versprochen. Es sollte uns kommen mit dem fleischgewordenen Gottestrost Jesus Christus und mit dem „anderen Paraklet" (Tröster), dem Heiligen Geist (Joh. 14:16). Und seit der Stunde der Erlösung ist Gott uns das, was Er versprach: „Der Tröster, der mir die Seele labt" (Klagelieder, 1:16). Der mir und der uns allen die Seele labt nicht mit Worten, sondern mit besänftigender, aufrichtender Gnadenkraft.

Die Erlösungsgnade Jesu Christi ist ja nicht nur heiligend, nicht nur heiligmachende Gnade, sie ist auch heilende Gnade. Sie schließt in sich die Kraft des Heiles aller Sünden- und Herzenswunden. Sie heilt diese Wunden und gibt neue Gesundheit der Seele und dem Herzen. Mit dieser Gesundheit kommt uns aber auch ein Drängen und Verlangen, mitzuwirken mit der Gande, die in uns ist und in uns wirkt, uns ähnlich zu machen dem Gekreuzigten in Seinem zur Gottesliebe erlösenden Leid, und in Seiner Auferstehung zum Leben der Heiligkeit und Liebe — in Gott.

Der Heiland ist der Trost, den Gott für uns Menschen hat, brennend in Seinem göttlichen Herzen. Trost will Gott uns geben durch Jesus Christus. Ja, es war der Gottessohn eigens dazu gekommen, „um zu stellen die Demütigen auf die Höhe und die Trauernden zu erhöhen zum Heil" (Job 5:11).

Gleich zu Anfang Seines öffentlichen Auftretens sprach Jesus darüber: „Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden!" (Math. 5:4). Und am Abend vor Seinem Sterben wiederholte Er noch einmal: „Ihr werdet weinen und wehklagen, allein die Welt wird sich freuen. Ihr werdet trauern, doch eure Trauer wird sich in Freude verwandeln!" (Joh. 16:20). Und damit den Menschen aller, aber auch aller Trost Gottes komme, versprach Jesus und sendet Jesus wirklich einem jeden, der in der Gnade lebt, den Heiligen Geist den Tröster. Jenen Heiligen Geist, von dem der hl. Augustinus schreibt, daß Er „die Wonne, das Glück, die Seligkeit" sei, „die Süßigkeit des Vaters und die Süßigkeit des Sohnes" (De Trin., 1,6, c.10).

Diese „Wonne des innersten Lebens Gottes — der Heilige Geist — nimmt Wohnung in uns und wirkt in uns, Seligkeit zu finden und geheimnisvollste Trösterkraft selbst in tiefster Nacht der Verlassenheit. Die vom Heiland versprochene „Seligkeit der Trauernden" ist ja nicht erst für die Tage des kommenden Himmels vorausgesagt. Es lehrt die Kirche, daß Gottes Gnade in uns der Anfang unseres himmlischen Lebens sei. Himmel heißt: Heiligkeit und Seligkeit durch unsere Liebesvereinigung mit Gott. Alles aber, Heiligkeit, Seligkeit und Liebesvereinigung mit Gott beginnen in uns aufzuleben und zu wachsen zur Stunde, da die Gnade in uns einkehrt.

Die großen Theologen des Mittelalters haben über den „Trost" nachgedacht, der uns von Gott kommt. Und sie bestätigten, was St. Augustinus schon im 4. Jahrhundert gelehrt hat. Sie schrieben, daß der Trost, der von Gott den Trauernden kommt, eine Gnadenkraft sei, die eine der uns eingegossenen Gaben des Heiligen Geistes berühre und anrege. Diese von der Gnade berührte und angeregte Gabe ist die Gabe des Wissens. Sie wird wirksam in uns und sie zeigt uns unser Leid, wie es aussieht im Lichte der Weisheit Gottes. Und wir erkennen — nicht mit dem Verstand sondern mit dem Empfinden der uns gegebenen übernatürlichen

Instinkte (Sieben Gaben des Heiligen Geistes) — wie recht und wie richtig alles ist, was von Gott kommt: Jedes Kreuz und jede Eingebung, dem von Gott zugelassenem Kreuz sich zu beugen, ganz gleich wie es auch heißen mag, ob Hunger, ob Krieg, Krankheit, Seuche, Dürre oder Verdemütigung. Mie dieser Erkenntnis kommt dann auch unsere Neigung zum Kreuz und zur Kreuzesliebe. Jesu Christi.

Um uns zu stärken in dieser Neigung, berührt die „tröstende Gnade" auch die uns am Tauftage eingegossene Tugend der Hoffnung. Und da geschieht es, daß wir nicht nur hoffen, sondern hier schon auf Erden auch verkosten die Seligkeit der Wahrheit, daß es doch besser sei, alles zu verlieren, wenn wir dafür gewinnen und besitzen können Gottes Gnade, Gottes Freundschaft, Gottes Liebe — ja Gott selbst.

Das sind die Dinge, die an uns geschehen, wenn wir empfangen das „Trösten Mariens". Sie ist die Mittlerin, von Gott bestimmt, uns zu geben die Gnade des Trostes. „Wir alle sind getränkt mit einem Geiste", mit dem Heiligen Geiste, lehrt die Hl. Schrift (1. Kor. 12:13). Maria aber, „die neue glorreiche Arche, auf die der Geist Gottes herabgestiegen ist und auf der Er ruht" (Andreas v. Kreta) in einer Fülle, wie kein anderes Geschöpf es kennt, ist so durchtränkt vom Heiligen Geiste, daß sie unter allen zum allerreinsten Abbild geworden ist des liebenden, tröstenden Wirken Gottes.

Am Anfang der Menschheitsgeschichte hier auf Erden steht die Sünde und das Trösten der Verheißungen Gottes. Und am Anfang, ganz am Anfang der erlösten Erde, ganz am Anfang der jungen Kirche, steht die Furcht und die Bedrängnis der „hinter fest verschlossenen Türen" (Joh. 20:19) harrenden Apostel. Mit ihnen war „Maria, die Mutter des Herrn" (Apostg. 1:14), tröstend und ermutigend, wie es die christliche Tradition uns erzählt.

Immer ruht Marias Blick ganz in Gott, und ihr Herz ist ganz mitgenommen von den Gluten und Flammen der Liebe, die in Gott ist und die „kein Wasser löschen kann und kein Strom überfluten" (Hohel'd. 8:7) für alle Ewigkeit. Das ist der Grund, warum der Jungfrau barmherzige Augen immer gewendet sind uns zu, suchend, wo sie liebend helfen könnte. Weil sie reinstes Abbild der Liebe und der Liebestaten Gottes ist, tut sie immer, was sie Gott für uns wirken sieht: Sie liebt, sie hilft und sie tröstet. Und weil sie unter allen Erschaffenen größten und schmerzvollsten Anteil hatte an Gott des Sohnes Kreuz und Sterben, ist sie auch gnadenhaft erhoben zur größten Anteilnahme am Lieben und am Trösten, das Gott gibt seinen Menschen.

Maria, die demütige Magd des Herrn, stellt immer Gott vor alles andere. Sie gibt nie zuallererst das Trösten ihres eigenen Herzens: Sie gibt immer zuallererst Gottes Trost. Sie vermittelt immer zuallererst Gottes tröstende, stärkende, heilende und mit Gott in geheimnsvoller Liebe vereinende Gnade. Nur so können wir verstehen die Kraft und die unermeßbare Wirksamkeit des Trostes, der uns durch Maria kommt. Nur so können wir verstehen, warum die Menschen zu ihr gehen, seit Jahrhunderten schon und immer wieder, trotz der Tatsache, daß wenige nur zurückkommen von ihr, geheilt und entlastet von ihren Kreuzen. Nur so können wir erfassen, warum die Menschen trotz aller gebliebenen Bürde immer wieder singen und singen werden: „Daß Maria eine Bitte nicht gewährt, ist unerhört! Unerhört in Ewigkeit!"

Wäre sie unter uns, dann gäbe sie noch zu aller Gnade, die sie uns zum Trost vermittelt, ihr eigenes tröstendes Wort. Das tröstende Wort der milden Mutter Maria, die gütig ist und sanft — und doch „wie aus einem Glutofen göttlicher Liebe kommend", die Herzen der Menschen entzündet und aufbrennen läßt im Feuer der siebenfachen Liebesgnade. Aufbrennen läßt in der Liebe, die da lostrennt von Sünde und Welt. In die Liebe, die uns drängt zur blinden, ganz das eigene Selbst vergessenden Nachfolge Christi, bis wir ganz umgestaltet sind: Bis wir ganz sind wie Er! In der Liebe auch, die sich hingibt Gott und allen Menschen; die sich freut und die da jubelt im Kreuz, weil das Kreuz Gottes heiliges Wollen ist. In der Liebe, die am eigenen Leibe tragen möchte alle Leiden Jesu und alles Weh unserer Mitmenschen. In der Liebe, die sich ganz verzehrt, damit nur noch Christus lebe und Sein Wollen und Sein Lieben. So schreibt der hl. Franziskaner Bernhardin von Siena über Marias Wort. Und so empfinden wir es auch, wenn wir Trost finden bei Maria und durch Maria.

Sie drängt uns hin, die milde Jungfrau, zur hochgebenedeiten Frucht ihres Leibes, hin zu Jesus. Sie drängt uns hin zu Ihm, denn nur in Ihm ist Leben und Freude und Ewigkeit und Liebe — und somit alles! —

---

**Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.**



**Priesterweihe in Battleford 1955** *Photo by M. Doll, O.M.I.*

# Priesterweihe

Sieben junge Oblatentheologen unseres Priesterseminars zu Battleford, Sask., werden diesen Sommer das hohe Ziel langer Vorbereitungsjahre erreicht haben: Die heilige Weihe zum Priestertum.

Am 8. Juni wurden in Battleford zum Priester geweiht: die hochw. Oblatenpatres Alfred Hubenig, Regina, Sask. St. Mariengemeinde, und Vernon Engele (der dritte Priester in einer Familie!) aus Carmel, Sask.

Am 10. Juni wurde in der St.Cyril und Methodius-Kirche zu Toronto der hochw. P. Benedikt Vanco O.M.J., und am 17. Juni in der Holy Ghost-Kirche zu Winnipeg, Man., der hochw. P. Edward Jankowski O.M.J. geweiht.

Am 22. Juli wird im Priesterseminar zu Battleford der hochw. Diakon Ceslaus Talarski O.M.J. die heilige Priesterweihe empfangen.

Im kommenden Herbst werden die hochw. Diakone Eduard Swiatek O.M.J., und Eduard Klimuszko O.M.J. in Toronto die heilige Priesterweihe empfangen.

Sieben junge Oblatenpriester kann das Priesterseminar zu Battleford dieses Jahr der Kirche geben. Sieben junge Priester von der Unbefleckten Jungfrau Maria, die hinausziehen werden — wie wir alle — den Armen das Evangelium zu künden und ihnen zu spenden Christi Heil, das uns kommt durch die großen Geheimnisse der heiligen Sakramente.

Mit stiller Freude schaut der Schriftleiter auf diese jungen Priester. Sie alle waren einmal seine Schüler gewesen. Nun kommt ihnen jedoch die große Priesterschule Gottes — und die ist nicht leicht! Denn Nachfolger der Apostel soll der Priester sein, Nachfolger nicht nur im Predigen der Wahrheit Christi, sondern Nachfolger ganz besonders des hohen Gottesgeistes der Apostel.

Wir lesen in den Schriften des weisen Origenes: „Die schönste Blume des Wortes Gottes, der Hl. Schrift, sind die vier Evangelien, und die herrlichste Blume der vier Evangelien ist das Evangelium Johanni. Niemand jedoch wird den Sinn gerade dieses Evangeliums erfassen, wenn er nicht ruht an der Brust des göttlichen Meisters, wie wir es im Leben des Apostels Johannes gesehen."

Die hohe, reine, sich ganz Gott hingebende Gottesliebe und Gotteslehre des hl. Johannes ist der Anfang, der Inhalt und die nie endende Ewigkeit aller Priesterweisheit, alles Priesterlebens und aller priesterlichen Fruchtbarkeit in Gott und für Gott

Diese Liebe allein macht fest in Gott, wie Petrus der Fels es war. Sie allein kann dem Priesterwort die brennende, zündende Kraft der Predigt des hl. Paulus geben. Sie gibt dem Priester die stille Weisheit des Apostels Jakobus, das rechte Wort der Katechese des hl Apostels Philippus, den in alle Tiefen der Demut werfenden, und auf alle Höhen der Liebe reißenden Geist des „Mein Gott und mein alles!" des hl. Apostels Thomas.

Diese Liebe allein führt zum Sterben für Christus der Apostel. Nicht nur zur Bereitschaft, Leib und Blut im körperlichen Martyrertod für Gott hinzugeben, sondern gesunden und jungen Leibes schon und ein ganzes Priesterleben lang zu werden zum lebenden „Gedächtnis des Sterbens Christi."

Die Liebe St. Johanni im Priesterherzen — so will es Gott und darauf warten die Menschen. Den Weg zur Vollendung dieser Liebe im eigenen Herzen zu gehen, ist des Priesters höchste Aufgabe.

Vom Weg, der da hinführt zu dieser Liebe, schreibt der große Bischof Johann Michael Sailer:

„Die heilige Liebe wird nur da geboren, wo der göttliche Umschwung im Menschen — die Umschaffung aus dem Bösen zum Guten vorgeht. Ohne Umwandlung des Innersten im Menschen ist die Liebe nicht denkbar.

Deshalb begannen Christus und seine Apostel ihre Predigten mit der Predigt von der Buße — denn Buße ist der eigentliche Umschwung, die Umwandlung, die Grundbesserung.

Die heilige Liebe kann da, wo sie einmal geboren ist, nicht großgezogen, nicht erhalten, nicht geübt werden — ohne den Geist der Innerlichkeit und der Selbstverleugnung.

Denn die Liebe kann sich nicht erweisen als Liebe Gottes ohne Umgang mit Gott, ohne Innerlichkeit, und auch nicht als Liebe der Menschen ohne Aufopferung, ohne Selbstverleugnung.

Die Liebe zu Gott bedarf eines erhebenden Flügels — des Gebetes — und die Liebe gegen die Menschen eines starken Armes — der Selbstverleugnung.

Die heilige Liebe kann auf Erden nur erhalten und verbreitet werden durch liebende Menschen, die sich den Beruf erwählen, das Reich der Liebe auszubreiten und zu erhalten.

Deshalb gründete Christus eine Kirche und setzte das Lehramt ein.

Die heilige Liebe auszubreiten, wo sie nicht ist — zu erhalten, wo sie ist — sie zu stärken und zu erhöhen, wo sie noch schwach ist —hat die Kirche von den ersten Zeiten bis auf die unseren nicht ohne Grund auf die öffentliche Gottesverehrung das

## BLUTZEUGENSCHAFT

**Die Menschen sollen im Priester Christus erkennen können, der Priester muß von Christi Geist beseelt und von seiner Liebe getrieben sein. Wie ist dies möglich? Kann ein sündiger Mensch „ein anderer Christus" sein? Jesu letzte Worte geben die Antwort auf diese Frage: „Ich heilige mich für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt seien." Obschon Jesus die Heiligkeit selbst ist, sagt er doch: „Ich heilige mich für sie." Er spricht diese Worte einige Stunden vor seinem Tode; er ist daran, sich als Opferlamm Gott zu weihen. Das Kreuzesopfer wird ihm gewissermaßen eine neue Heiligkeit verleihen: die des gottgeweihten Schlachtopfers. Und das geschieht „für sie", an erster Stelle für seine Apostel und Priester, damit sie, wenn er fortgegangen ist, an seine Stelle treten können, damit auch sie in ihrer Reihe durch die Frucht seines Todes am Kreuze wirklich geheiligte Priester und Schlachtopfer sein können .**

**Wie erhaben ist die Berufung des Priesters und wie sehr bedarf sie unseres Gebetes! Geheiligt müssen die Priester sein durch die göttliche Wahrheit, wie Christus in die Welt gesandt, gerade wie er und nach seinem Bilde Priester und Schlachtopfer. Kreuz und Blutzeugenschaft ist das Priestertum. In der heiligen Messe, in dem uns gegenwärtiggesetzten Kreuzopfer liegt die Quelle ihrer Heiligung.**

**Gewöhne dich, den Priester mit den reinen Augen des Glaubens zu sehen, und fördere sein Werk durch Gebet und Tat!**

W. Grossouw: Das geistliche Leben

höchste Gewicht gelegt. Denn alles was unser öffentlicher Gottesdienst in sich faßt, dient der heiligen Liebe.

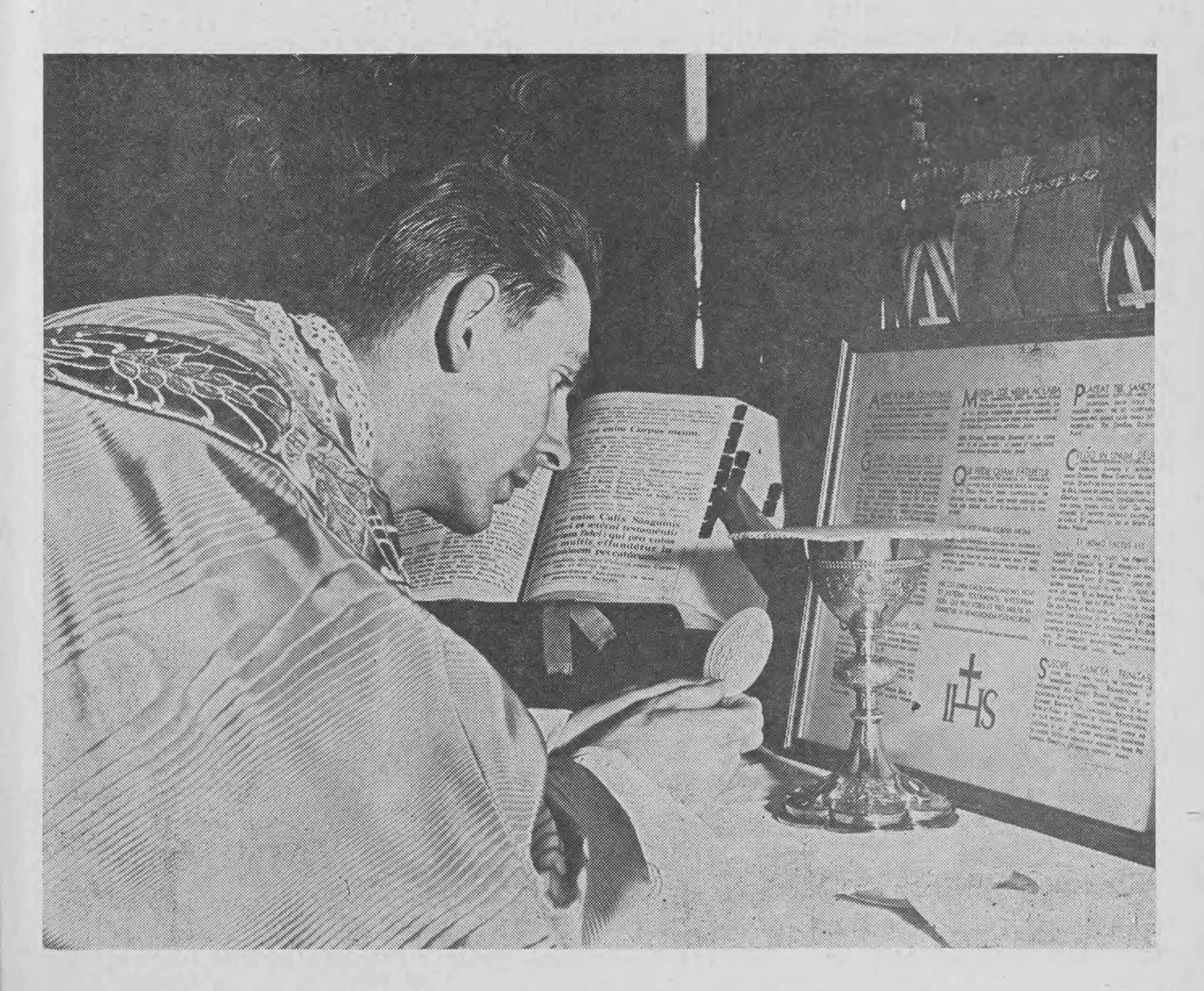
Offenbarung und Belebung des Heiligen durch die Lehre, Offenbarung und Belebung des Heiligen durch Gebete und Gesänge, Offenbarung und Belebung des Heiligen durch so viele sinnreiche Zeremonien und durch die Spendung der Sakramente, Offenbarung und Belebung des Heiligen durch das täglich erneuerte Opfer Christi am Kreuze, das alles ist seinem Wesen nach Offenbarung und Belebung der heiligen Liebe."

Schön sind diese Worte — hart jedoch, und bitter zu mancher Zeit, so bitter, daß selbst der beste Priester es ohne Christi Hilfe nicht ertragen könnte, ist alles, was sie vom Priester fordern.

Umwandlung fordert die Liebe vom Priester. Umwandlung vom rein Menschlichen zum christusdurchhauchten Priester, ja bis zum vollständigen Schmerzenstod des eigenen Ich, auf daß nur noch Christus in ihm lebe und denke, empfinde, begehre und wirke.

Aus eigener Innerlichkeit nur kann des Priesters Kraft kommen, seinen heiligen Beruf so zu erfüllen, wie St. Johannes es tat. Der Ruf Gottes aber an den Priester ist, diese Liebe unter den Menschen zu verbreiten, und ihre Kraft und ewige Herrlichkeit der Menschheit durch Wort und durch den heiligen Gottesdienst der Kirche zu offenbaren und ins Herz zu pflanzen.

Wo diese Innerlichkeit dem Priesterherzen fehlt, da zeigt sich immer wieder die Wahrheit des Wortes: „Sie säen Wind, darum ernten sie auch Sturm!" (Osee 8:7). Der Priester ist eben nicht nur Opferpriester — er muß auch immer in Verbindung mit dem Hohen Priester Jesus Christus Opfer sein und Opfer bleiben — sonst säet er Wind! Nicht nur sein Mund darf verkünden das Wort Christi, und



nicht nur seine Hände dürfen spenden die hochheiligen sakramentalen Geheimnisse Christi: Sein ganzes Leben mit allem Denken, Wünschen, Wollen und Lieben muß darauf hinwachsen, Christi Wort und Christi Leben zu werden — nie nur des Priesters Wort und Leben, immer nur Jesu Wort und Sein.

Würde ist das Priestertum — es ist aber auch Bürde! Die Bürde des Kreuzes Christi zur Erlösung der Menschheit.

Da ist aber die Allwirksamkeit der Gnade, die dem Priester hilft, wenn immer er sich zur vollsten Innerlichkeit in Christus entschließt. Und Gnaden-Allwirksamkeit heißt, daß bei Gott alles möglich ist: Auch die Wirksamkeit bis zur vollen Priesterreife in Gott der besonderen Weihegnaden. Diese Gnaden sind: Brennende Liebe zum hochheiligsten Altarssakrament, glühendste Liebe zu Gottes Ebenbild in jeder Menschenseele, und das drängende Verlangen, sich ganz hinzugeben in Gott seinem heiligen Priesterdienst.

Zur Liebe bis zur Heiligkeit drängen alle diese besonderen Gnaden den Priester. Wohl jedem Priester, der diese Gnaden in sich wirken läßt — bis zur Vollendung!

„Meine Brüder, zeigen wir jetzt unseren Mitbrüdern, daß von uns ihr Leben abhängt, und daß das Heiligtum Gottes, Gottes Haus und Altar, in uns ihre Stütze haben!" (Judith 8:24).

Segne, Gott, unsere Neupriester! Und du, o unbefleckte Mutter des Herrn, sei ihnen Schutz und Schirm und Weg zu Christus hin. Ihnen und allen, die sie einst werden betreuen müssen als Treuhänder Christi! H.K.

**Reine Liebe macht den Lebenstraum zur Wahrheit.**

# Wie gluecklich werde ich sein!

Vor Jahren war es. In Amerika.

Die Gemeinde eines Jesuitenkonvents saß eben beim Mittagsmahl. In gewohnter Ordnung nahm dieses seinen Lauf. Von Zeit zu Zeit schweifte das Auge des Rektors über die Anwesenden. Plötzlich blieb sein Blick auf einem leeren Platze haften. Wo war nur Pater N., der allzeit pünktliche?

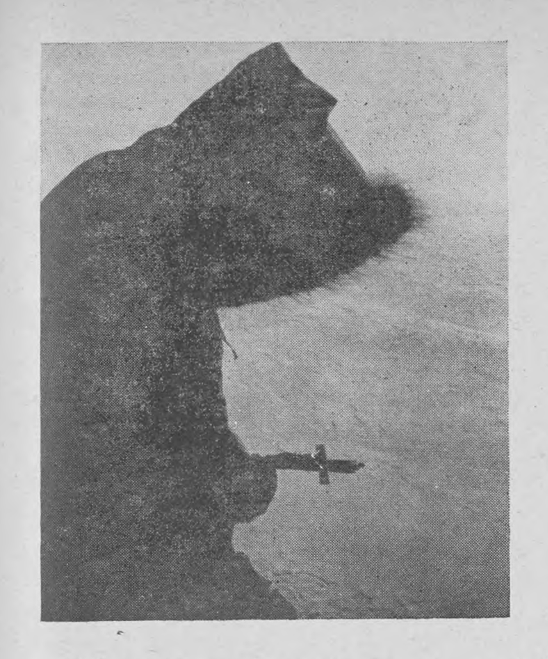
Pater Rektor winkte einen Bruder herbei und befahl ihm, nach Pater N. zu sehen. Eilends vollzog der Bruder den Auftrag. Schon stand er vor der Türe des Zimmers, das Pater N. bewohnte. Vorschriftsmäßig klopfte er. Keine Antwort. Als nach zweimaligem Klopfen kein „Herein" hörbar wurde, öffnete er bescheiden die Türe.

Da saß der Pater vor dem Schreibtisch, die Feder in der Hand, ein beschriebenes Blatt Papier vor sich. Was da auf dem Bogen in kräftigen, schweren Zügen stand, war noch nicht getrocknet, er selbst war — tot.

Unwillkürlich fiel der Blick des erschütterten Bruders von dem Toten auf das Blatt Papier. Er las, was da geschrieben, kaum wissend, was er tat. Dabei stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Was er gelesen hatte, ist folgendes:

In meinen letzten Zügen
Wie glücklich werde ich sein,
Daß die Lampe meines Lebens
Brannte für dich allein;
Daß Schmerzen haben verdunkelt
Den Pfad mir auf Schritt und Tritt,
Daß Dornen, nicht Rosenblätter
Bestreuten den Weg, den ich schritt;
Daß oft in Nacht und Nöten
Meine Seele qualvoll stritt.
Da Nacht und Seelennöten
Mein Heiland für mich litt.
Mein vielgeliebter Meister,
Wie glücklich werde ich sein,
Zu sterben in der Hoffnung,
Dir, Herr, willkommen zu sein!

Mitten in das blühende, lachende Leben hinein sei diese ergreifende Mahnung an den Tod gesetzt. Seid bereit, ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. Ihr wißt nicht, wann, wo und wie der Meister kommt; das aber weißt du: Wie glücklich wirst du sein, wenn dich der Herr wachend findet!



# Lange herrschte Schweigen

## Das Schicksal zweier Oblatenmissionare in den Eismissionen

Einer der einsamsten und schwer zugänglichen Ströme des kanadischen Nordwest-Gebietes ist der Coppermine, der sich einige hundert Kilometer durch die Verlorenheit dürrer Tundra aus dem Seengebiet um Point Lache, am Dismal Lake vorbei, jenseits der Waldgrenze und des Polarkreises in den Coronation Golf ergießt. Unterhalb der Mündung liegt Bloody Falls, die blutigen Wasserfälle, und etwa dreißig Kilometer von hier flußaufwärts, starben im November 1913 die beiden Oblatenpatres Rouviere und Le Roux den Märtyrertod.

In dieses Gebiet entsandte im Jahr 1911 der Bischof Breynat, Leiter der Oblaten-Missionare von der Unbefleckten Empfängnis im gesamten Mackenzie-Distrikt, die beiden Patres, um Gottes Wort den dort lebenden Eskimos zu predigen.

Zwischen dem Großen Bärensee und der Küste, am Ufer eines kleinen Sees, errichtete Pater Rouviere eine kleine Hütte und lernte mit Pater Le Roux die Sprache der Eskimos. Eine Zeitlang ging alles gut. Wechselten die Eskimos ihre Plätze, um dem Wild nachzuziehen, wanderten auch die Missionare mit, bis sie zum Coronation Golf an die Küste gelangten. In diesen einsamen, arktischen Gebieten war es nicht ungewöhnlich, daß damals, als die Flugverbindungen noch nicht bestanden, die Nachrichten oft ein Jahr brauchten, um ihre Bestimmung zu erreichen. Deshalb war Bischof Breynat auch nicht beunruhigt, daß keine Post zu ihm kam. Als aber auch im zweiten Jahr keine Post eintraf, begannen sich die Missionare im Mackenzie-Distrikt Gedanken zu machen.

Schließlich, zu Beginn des Jahres 1915, entdeckte ein alter Waldläufer und Pelzhändler d'Arc Arden auf einem Zug zum Dismal Lake, einen Eskimo, der eine Kasel, ein Priestergewand, trug. Überrascht untersuchte d'Arc Arden die Kasel und entdeckte daran eine Einschußöffnung. Das kam ihm höchst verdächtig vor. Inzwischen war auch in einem Lager bei Bernard Harbour ein Eskimo erschienen, der eine Stola und ein Kruzifix trug. „Dies hat mir", so sagte er, „ein großer, weißer Mann, der ein langes schwarzes Gewand trug, geschenkt. Das mochte vielleicht die Wahrheit sein, aber die Kugelöffnung in der Kasel bedeutete doch etwas anderes.

Man beschloß darauf, die Angelegenheit der berühmten Canadischen berittenen Polizei zu übergeben. Bischof Breynat wußte, daß, wenn einer in der Lage wäre, die verschollenen Missionare zu finden, es Charles Dennis La Nauze sei, Sohn einer Irin und eines Franzosen, der über die nötigen Kenntnisse des Nordens, seiner Menschen und auch die nötigen Kräfte verfügte.

Mit ihm gingen ein Korporal, ein Konstabler, ein Eskimo als Dolmetscher und ein landeskundiger, alter Fallensteller. In Fort Norman am Mackenzie beluden sie ein großes Boot mit genügend Proviant und Munition für drei Jahre. Dann machten sie sich zum Großen Sklavensee auf.

An der Küste traf Inspektor La Nauze den pelzvermummten Korporal Bruce, ebenfalls von der R.C.M.P. (Royal Canadian Mounted Police) der von der Herschel-Insel die Küste entlang gekommen war, um hier Nachforschungen anzustellen. Bruce hatte weitere Unterlagen beschaffen können, einen Rock mit dem Na-

men Rouviere's, Breviere, Rosenkränze, Altardecken und ein Notizbuch mit einem französisch-eskimoischen Wörterverzeichnis, aber von den Tätern hatte er nichts erfahren.

Mit unendlicher Geduld verfolgte La Nauze sein Ziel. Er zog von Dorf zu Dorf, von Zelt zu Zelt, stellte Fragen, unablässig, unermüdlich. Die Eskimos schwiegen oder stellten sich dumm.

Dann — La Nauze war gerade im Begriff, eine Gruppe von Eskimos zu verlassen, wo seine Bemühungen wieder erfolglos geblieben waren, da sagte einer der Anwesenden, auf Ilavinik, den Dolmetscher blickend: „Hast du nicht einmal mit dem weißen Mann Stefansson gearbeitet?"

„Ja!"

„Ich habe davon durch meinen Vetter erfahren, der auch mit ihm gearbeitet hat!"

Jetzt erst tauten die Eskimos auf. Die Zungen lösten sich. Der Dolmetscher fragte und fragte, La Nauze sah, wie er zu zittern begann. Etwas Wichtiges mußte ihm bekannt geworden sein. Nach einigen Minuten wandte sich Ilavinik an La Nauze und sagte: „Ich hab' ihn! Priester wurden von Eskimos getötet. Diese Leute hier sind sehr, sehr traurig darüber!"

„Und sie waren es wirklich!" erklärte La Nauze, „sie bedeckten ihre Gesichter mit den Händen. Lange, lange, herrschte Schweigen in ihrem Igloo. Dann sagte Ilavinik: „Du schreiben diese Namen nieder: Sinnisiak und Ulluksuk!"

Siinisiak lag auf einem Bündel von Renntierfellen. Er verbeugte sich als die Polizisten zu ihm kamen. Aber dann begann er vor Furcht zu zittern, er glaubte, man würde ihn auf der Stelle töten, deshalb drohte er: „Wenn weiße Männer mich nehmen, will ich Zauber machen, daß ihr Schiff durch das Eis sinkt und alle müssen ertrinken!"

Das beeindruckte die Polizisten nicht, wohl aber die Tatsache, daß inzwischen der Igloo sich mit zahlreichen Menschen, fast alles Verwandten des Schuldigen, gefüllt hatte.

Aber die Eskimos haben auch Regeln, die sie binden. Als sie sahen, daß die Weißen keineswegs beabsichtigten, sogleich Rache an Sinnisiak zu üben, sagten die Ältesten: „Es ist recht, daß Sinnisiak mit den Weißen geht!"

Ulluksuk, der andere Täter, wurde später ergriffen. Er war ein einfacher, gutmütiger Bursche. Während Sinnisiak auf dem Rückmarsch die ersten Tage und Nächte wach blieb, aus Furcht, er würde getötet, versäumte Ulluksuk keine Schlafstunde.

Was war geschehen? Man ist auf die Aussagen der Eskimos angewiesen, um die Tat und die Umstände, die dazu führten, darzustellen. Zu Beginn waren die Eskimos, wie es bei ihnen immer ist, freundlich und gastlich. Sie teilten, was sie hatten mit den Fremden wie sie auch erwarteten, daß die Fremden das Ihrige mit ihnen teilten. Aber in jenem Jahre blieben die Rentiere aus, hatten einen anderen, bisher nicht gewohnten Weg genommen. Die Menschen litten Hunger und die Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Im Tagebuch des Paters Rouviere, das man an der Stelle fand, wo die Patres ihr Leben ließen, enthielt eine Eintragung, die einen oder zwei Tage vor dem Tode gemacht wurde: „Wir geben uns keinerlei Illusionen mehr hin . . ." Die Schlußeintragung lautete: „Que faire?" Was sollen wir tun?"

Verhängnisvoll war die Tatsache, daß die beiden Priester ihre Wohnung teilten mit dem Medizinmann der Eskimos, der befürchtete, durch ihr Wirken eine Einbuße seines Ansehens zu erleiden. Sein Name war Kormik. Vom Hunger getrieben, nahm Kormiks Frau von den geringen Vorräten der Patres. Dann ging Kormik noch weiter und eignete sich Pater Le Roux's Flinte an. Besonders zu Zeiten der Hungersnot ist der Diebstahl einer Flinte ein todeswürdiges Verbrechen. Le Roux verlangte natürlich die Rückgabe der Waffe. Die Bewohner der Zeltniederlassung wurden sehr erregt. Voller Wut stürzte sich Kormik auf den Priester und wollte ihn töten. Aber besonnene Eskimos sprangen dazwischen. Jetzt wußten die Priester, daß ihr Leben in Gefahr sei, wenn sie länger in dieser Dorfgemeinschaft verweilten. Die Dorfältesten gaben den Rat, fort-

**Katholische Eltern! Überwacht sorgfältig den Filmbesuch Eurer Kinder! Sprecht mit ihnen über den Film, den sie besuchen wollen! Besonders den Jungen und Mädchen, geben wir die Mahnung, nicht wahllos ins Kino zu gehen, sondern in jedem einzelnen Fall prüfen, ob sie den Besuch des Filmes mit ehrlichem Gewissen verantworen können. Alle Erzieher in Familie, Kirche und Schule bitten wir, die Jugend so zu führen, daß sie zu einer klaren, verantwortungsbewußten Einstellung dem Film gegenüber kommt. Eine strengere Handhabung des Jugendverbotes für bestimmte Filme könnte manche Gefahr von den jungen Menschen abwenden.**

Die deutschen Bischöfe in ihrem Film-Hirtenbrief

zuziehen und sagten: „Kommt im nächsten Jahre wieder, wenn die Dinge besser stehen und wieder Ruhe eingekehrt ist!"

Schweren Herzens und bekümmert, daß sie ihre Mississon hier aufgeben sollten, zogen die Patres ab. Sie waren krank und schwach infolge des Nahrungsmangels, auch kannten sie den Weg nicht. Etwa vierzig Kilometer flußaufwärts fanden sie eine Stelle mit niedrigen Weiden. So konnten sie sich ein Feuer anzünden. Aber ein Sturm erhob sich, die Nacht brach ein. In ihre Pelze gehüllt, schliefen sie auf nacktem Boden. Am nächsten Morgen machte der hohe Schnee die Weiterreise unmöglich. Sie hockten verzweifelt um das niedrige Feuer. Da hörten sie Stimmen. Es war Sinnisiak, ein Verwandter des Kormik und Ulufsuk. Die Missionare baten sie, ihnen zu helfen, die Schlitten zu ziehen. Am folgenden Tag wollten die Eskimos wieder zurück. Was dann geschah, geht aus der Vernehmung hervor.

Sinnisiak erklärte: „Ich hatte Eis in meinen Stiefeln und ich fror entsetzlich. Wasser rann aus meinen Augen. Ich wußte nicht, wann ich mein Volk wiedersehen würde. Jedesmal, wenn der Schlitten steckenblieb, nahm Pater Le Roux die Flinte in die Hand. ‚Ich glaube, sie wollen uns umbringen', sagte ich zu Ulufsuk, besser, ich versuche es und töte sie!"

„Ich will keinen töten", sagte Ulufsuk.

„Als Pater Le Roux einmal nicht auf mich sah, da sprang ich ihn an und stach ihn in den Rükken. Töte diesen vollends, sagte ich zu Ulufsuk, ich will noch den andern erledigen . . ."

Widerstrebend zog Ulufsuk einen Dolch und stach wieder auf den vornüber gesunkenen Pater ein. Sinnisiak griff das Gewehr und feuerte zwei Schüsse auf Pater Rouviere, dem er dann mit der Axt die Beine abhackte.

La Nauze führte die beiden Eskimos auf einem Walfangboot von der Herschel-Insel aus in die Zivilisation. Die Nachricht lief ihnen voraus und überall, wo sie anlegten, fanden sich die Neugierigen ein. In Edmonton erregte ihre Ankunft eine wahre Sensation.

Während der Gerichtsverhandlung wurde es offenkundig, daß die Eskimos die Schwere des Verbrechens nicht verstanden. Die Vorstellungen, in denen sie lebten, waren denjenigen der Weißen ganz entgegengesetzt.

Die Geschworenen kamen nach dreitägiger Verhandlung zu dem Spruch: „Nicht schuldig!"

Da widersprach der oberste Richter Harvey und sagte: „Meine Herren Geschworenen, Sie haben Ihre Pflicht nicht getan!"

Berufung wurde eingelegt und am 22. August 1917 nochmals in Calgary verhandelt. Diesmal kam das Gericht zu einem Schuldspruch, empfahl aber die größtmögliche Milde. Der Generalgoverneur wandelte die Todesstrafe um in „drei Jahre Aufenthalt unter Weißen, um diesen Eingeborenen die Denkungsart der Weißen vertraut zu machen." Die beiden Eskimos wurden der Obhut der berittenen Polizei übergeben und mußten täglich mit den Missionaren der Oblaten-Patres in Verbindung stehen.

Das Beispiel von der Fairneß der Weißen, den beiden Eskimos gegenüber, verfehlte seine Wirkung nicht auf die Eingeborenen des Nordens.

Alle, die später in das Gebiet des Coppermine-Flusses kamen, erkannten, wie wohltuend die Fairneß von La Nauze und des Gerichts sich auswirkten. Jetzt gab es für die Missionare der Oblaten keine Schwierigkeiten mehr, das Wort Gottes dort zu verkünden. Durch ihren Märtyrertod hatten Pater Rouviere und Pater Le Roux den Weg bereitet für die Ausbreitung des Glaubens im e..igen Norden.

# Mein Kreuz

In Deiner Hand hast Du mein Kreuz gewogen,
o Herr, ob es für mich auch nicht zu schwer,
ob nicht zu straff gespannt der Leidensbogen,
die Last zu groß für meine Schultern wär.

Mit Deiner Liebe hast Du es durchdrungen,
mein Kreuz durchdacht, gesegnet und geweiht,
daß es mir, wenn mein letzter Tag verklungen,
zum Schlüssel werde für die Ewigkeit.

So will ich es nach Deinem Willen tragen,
will tragen es in Demut und Geduld,
nicht nach „Warum" und nicht „Wie lange" fragen,
zur Sühne, Herr, für meine Sündenschuld!

Ich will es tragen hier auf dieser Erde
als einen Gruß, als ein Geschenk von Dir,
bis ich mein Kreuz einst niederlegen werde
zu Deinen Füßen, als ein Teil von mir.

Josefine Moos

Dr. Wilhelm Sandfuchs

# Kardinaele der Kirche

### „Urteile gerecht"
### John Kardinal d'Alton — Erzbischof von Armagh

Armagh ist nur eine kleine nordische Landstadt. Sie zählt keine Zehntausend Einwohner. Seit einem Jahrtausend schon hat sie ihre einstige Stellung als politische Metropole Irlands verloren. Die harten Glaubenskämpfe vergangener Jahrhunderte suchten sie besonders heim. Wirtschaftlich wurde sie von zahlreichen anderen Städten des Landes überflügelt. Ein Privileg jedoch zeichnet Armagh auch in der Gegenwart aus. Seine Bischöfe können sich rühmen, Nachfolger des Apostels der Iren, des heiligen Patrick, zu sein. Obwohl in Nordirland und außerhalb des Irischen Freistaates gelegen, ist Armagh der Sitz des Primas von ganz Irland.

In der langen Reihe der Erzbischöfe von Armagh ist der heutige Oberhirte, John Kardinal d'Alton, der 111. Nachfolger des heiligen Patrick. Ein reicherfülltes Priester- und Gelehrtenleben bereitete ihn auf sein hohes Amt vor. Es führte ihn, nach dem Willen der Vorsehung, durch alle Teile des um seine Freiheit ringenden Irlands und machte ihn dadurch zu dem von allen Parteien gleich geschätzten geistlichen Führer des Landes. John d'Alton kam am 11. Oktober 1882 in Claremorris (County Mayo) in der Erzdiözese Dublin zur Welt. Die erste Ausbildung erhielt er im Blackrock-College von Dublin. Es stand unter der Leitung der Patres vom Heiligen Geist. Einer seiner Schulkameraden war Eamon de Valera, der 1895 aus seiner Geburtsstadt New York in die Heimat seiner mütterlichen Vorfahren zurückgekehrt war und später der Führer der irischen Freiheitsbewegung und der erste Staatsmann des Freistaates Irland werden sollte. Eine aufrichtige Freundschaft verbindet seit jenen Schuljahren im Blackrock-College den großen Politiker und den kirchlichen Primas des Landes.

Das Seminar der Diözese Dublin, das Heilig-Kreuz-College in Clonliffe, nahm den jungen Theologie-Studenten John d'Alton auf, Die „Königliche Universität" in Dublin vermittelte ihm das Wissen in den humanistischen Fächern. Von der „Grünen Insel" ging er dann nach Rom. Als Alumne des Irischen Kollegs studierte d'Alton an der Hochschule Ateneo di Propaganda Fide. Hervorragende Gelehrte waren dort seine Professoren. Zwei Namen nur seien hier genannt: die Professoren Lorenzo Lauri und Alexis Lepicier, die später ins Kardinalkollegium berufen wurden. Im Irischen Kolleg bei der Kirche S. Agata dei Goti erhielt John d'Alton am 18. April 1903 die Priesterweihe. Seine wissenschaftliche Ausbildung setzte er nach seiner Rückkehr in die Heimat durch erfolgreiche Studien an den englischen Universitäten Oxford und Cambridge fort. Als Priester und Lehrer wollte er der jungen Generation das Wissen um die Grundlagen der christlichen Kultur vermitteln.

Kurz nur setzte die Kirchenbehörde den Neupriester in der eigentlichen Seelsorge ein. Die Pfarrei St. Andrea in Westland Row und das Waisenhaus St. Vincencio waren die ersten Wirkungsstätten des Kaplans d'Alton. Nachdem dieser 1910 an der Universität Dublin sein Schlußexamen in der klassischen Literatur abgelegt hatte, begann er seine Tätigkeit als Lehrer und Erzieher. Über drei Jahrezehnte hindurch wirkte der Gelehrte in hervorragender Weise am St.-Patrick-College in Maynooth, dem berühmten National-Seminar Irlands. Wenn diese Bildungsstätte zu einem der bekanntesten Zentren der klassischen Bildung geworden und sein Einfluß auf das geistige und kirchliche Leben Irlands mehr und mehr angewachsen ist, dann darf man dies nicht zuletzt dem rastlosen Wirken des heutigen Erzbischofs von Armagh zuschreiben. Zwölf Jahre dozierte er dort zunächst lateinische Literatur. Weitere zwölf Jahre hindurch versah er anschließend die Professur für Griechisch, nachdem sein Vorgänger Erzbischof-Koadjutor von Sydney geworden war. 1934 berief man Professor d'Alton zum Vizepräsidenten, 1936 schließlich zum Präsidenten des irischen Nationalseminars Maynooht. Seine Amtszeit zeichnete sich durch geistiges wie materielles Wachstum des St.-Patrick-Colleges aus. Wie er die Bibliothek vergrößerte, den Wiederaufbau des durch einen Großbrand 1940 heimgesuchten Kollegs tatkräftig in Angriff nahm, so förderte er in jeder nur möglichen Weise die Wirkkraft dieser einzigartigen An-

stalt. Mit gutem Recht durfte er, als er 1953 erstmals als Kardinal an seine frühere Wirkungsstätte zurückkam, das Maynooth-College als „einzigartige und berühmte Einrichtung in der gesamten katholischen Welt“ preisen. Nicht ohne Stolz konnte er dabei die Feststellung aussprechen, daß „der Einfluß von Maynooth weit über die Grenzen des eigenen, kleinen Landes hinaus“ fühlbar sei.

### Quod dixi, dixi

**Ein Kardinal in Audienz bei Pius XI. Der Papst hat eine Anordnung getroffen, die dem Kardinal bedenklich scheint. Der Kardinal hat seine Bedenken in einer Denkschrift zusammengefaßt. Er liest sie dem Papste vor, ein umfangreiches Schriftstück. Pius XI. hört aufmerksam zu, ohne irgendeine Bemerkung zu machen. Als der Kardinal mit dem Verlesen fertig ist, erklärt der Papst nur trocken: „Quod dixi, dixi, — was ich gesagt habe, habe ich gesagt“, und geht zu einem anderen Gegenstand über, den er in liebenswürdigster Unterhaltung behandelt.**

Aus den Jahren seiner fruchtbaren Lehrtätigkeit in Maynooth stammen eine Reihe von wissenschaftlichen Veröffentlichungen des heutigen Primas von Irland. Sie haben noch heute guten Klang in der Welt der klassischen Forschung. 1917 veröffentlichte Professor d'Alton sein Werk „Horaz und sein Zeitalter.“ 1931 erschien seine Theorie und Kritik der „Literatur des antiken Rom.“ Zustimmung und Anerkennung weiter Kreise fand auch die 1940 von ihm besorgte Auswahl aus den Werken des heiligen Kirchenlehrers Johannes Chrysostomus. Der Leiter des Maynooth-College war nicht nur ein Kenner der klassischen Schriftsteller. Er beherrschte auch eine Reihe moderner Sprachen — so Italienisch, Französisch und Deutsch.

1941 wurdre der Gelehrte und Erzieher in eine noch weitreichenderes, umfassenderes Wirkungsfeld hineingestellt. Papst Pius XII. ernannte ihn zum Koadjutor-Bischof von Meath und 1943 zum Oberhirten dieser Diözese in der Mitte Irlands. Nach dem Tode von Kardinal McRoy stellte der Heilige Vater Bischof d'Alton im April 1946 als Erzbischof von Armagh und Primas von Irland an die Spitze der irischen Hierarchie. Wie zuvor in Meath, so gewann der Oberhirte auch in Armagh rasch das Vertrauen der priesterlichen Mitarbeiter wie des gesamten Volkes. Seine Amtsführung wie seine Persönlichkeit sicherten ihm ebenso in kurzer Zeit die Achtung der evangelischen Mitchristen. Als Abgesandter der Irischen Hierarchie vertrat der sprachkundige Primas sein Heimatland auf zahlreichen internationalen Kongressen und Kundgebungen, so u.a. in Köln, Ottawa, Barcelona und Rom.

Von Anfang seines bischöflichen Wirkens an war Monsignore d'Alton darauf bedacht, das Verantwortungsbewußtsein der Laien für das Gottesreich zu wecken. „In der Gegenwart“, so erklärte der Erzbischof im Juni 1953, „brauchen wir eine geschulte Schar katholischer Laien; diese muß es verstehen, die Forderungen der katholischen Grundsätze auf die Notwendigkeit der Stunde anzuwenden. Es ist ihre Pflicht, nicht nur den Glauben zu verteidigen, sondern auch den Suchenden zu helfen.“ Eingehend befassen sich die Hirtenschreiben des irischen Primas mit den sozialen Fragen und ihre Lösung aus christlicher Schau. In ihnen stellt er, wie etwa im Fastenhirtenbrief 1953, der Weltversklavung des Kommunismus die christlichen Bemühungen um eine echte und gerechte Zusammenarbeit der Sozialpartner zum allgemeinen Wohl gegenüber. Die soziale Gesetzgebung, so fordert er ein anderesmal bei einer Ansprache der Catholic Truth Society von Irland, darf nicht in Gegensatz zu den katholischen Grundsätzen stehen.

Im Januar 1953 verlieh Papst Pius XII. dem irischen Primas den Kardinalspurpur. Sant' Agata dei Goti, wo er einst als Student des Irischen Kollegs in der Ewigen Stadt entscheidende Stunden verbracht hatte, wurde die Titelkirche des irischen Kardinals. Mit einer Festigkeit, wie sie den Katholiken der „Grünen Insel“ eigen ist, empfing Irland John Kardinal d'Alton bei der Rückkehr aus Rom. Treffend gab dabei die „Irisch Times“ der Volksmeinung Ausdruck. Sie schrieb: „Auch mit der Würde des Roten Hutes wird John Kardinal d'Alton im Herzen immer ein einfacher Gelehrter bleiben.“

### Hut und Kopf

**Ein religiöser Orden drängte einst den Papst, aus seinen Reihen einen Kardinal zu ernennen. „Ihr wollt einen Kardinalshut?“ entgegnete Leo XIII., „dann sucht mir auch einen Kopf, dem ich ihn aufsetzen kann!“**

# Aus der katholischen Welt

**Vatikan — "Arbeiter vereinigt euch in Christus!"** In einer Ansprache im Petersdom in Rom, die über einen riesigen Fernsehschirm für die internationale Kundgebung der katholischen Arbeiterverbände in Mailand übertragen wurde, bezeichnete Papst Pius XII. am 1. Mai Ordnung und Frieden als Leitbilder der katholischen Arbeiterschaft. "Es sind dies in der Tat die höchsten Güter, die unser Bemühen zu erreichen sich vornimmt, sooft wir den Blick dem irdischen Geschehen zuwenden und die Hand nach denen ausstrecken, die seinen Lauf bestimmen können." Die Fernsehübertragung der Papstrede aus Rom war der Höhepunkt der Tagung der katholischen Arbeiterverbände in Mailand. Etwa 300,000 italienische Arbeiter und Delegationen aus rund 20 Ländern hatten sich hier unter dem Motto "Arbeiter aller Länder vereinigt euch in Christus" versammelt. Die Tagung begann mit einem Pontifikalamt, das Erzbischof Montini auf dem Domplatz zelebrierte. Unter den Ehrengästen waren der italienische Ministerpräsident Segni und der Düsseldorfer Oberbürgermeister Josef Gokkeln, der Präsident der Internationalen Föderation der Christlichen Arbeiterverbände.

**Deutschland — Köln rüstet zum 77. Deutschen Katholikentag.** Die Vorbereitungsarbeiten für den 77. Deutschen Katholikentag, der unter dem Thema "Die Kirche, das Zeichen unter den Völkern" vom 29. August bis 2. September in Köln stattfinden wird, sind in vollem Gange. Insgesamt wurden 21 Kommissionen gebildet, in denen 1 400 ehrenamtliche Mitarbeiter tätig sind. Das erste Pontifikalamt im vollständig wiederhergestellten Kölner Dom wird der Generalvikar des Papstes für die Ewige Stadt, Kardinal Micara, zelebrieren. Der Kardinal war beim Kölner Domfest im Jahre 1948 als Päpstlicher Legat anwesend. Zur Verwirklichung des sozialen Grundgedankens der Katholikentage sind u. a. die Einweihung einer Siedlung in Köln-Stammheim und der Stegerwald-Siedlung in Köln Deutz sowie die Grundsteinlegung für eine neue Katholikentagssiedlung vorgesehen. Geplant ist der Bau von 650 Wohnungen und 500 Eigenheimen. Als Veranstaltungsplatz für die Pontifikalmesse am Schlußsonntag des 77. Deutschen Katholikentages (2. September) und die am Nachmittag stattfindende Schlußkundgebung ist ein Gelände im Kölner Grüngürtel nördlich der Aachener Straße ausgesucht worden, das 800,000 Teilnehmer faßt.

**Geschenk des "Fliegenden Paters" an die Jugend.** Der unter dem Namen "Der Fliegende Pater" bekannte Volksmissionar Paul Schulte OMI, wird sich nach 40jähriger Tätigkeit von der Fliegerei zurückziehen, um sich ausschließlich seiner von ihm gegründeten Diaspora-MIVA (Motorisierende Innerdeutsche Verkehrsgemeinschaft) zu widmen. Aus diesem Anlaß entschloß sich P. Schulte, den von ihm geschaffenen "Jugendhorst Europa" auf dem Flughafen Bonn-Hangelar mit seinen gesamten Einrichtungen und Flugmaschinen der deutschen Jugend zum Geschenk zu machen. Die feierliche Uebergabe der Schule an das Land Nordrhein-Westfalen, das das Geschenk des "Fliegenden Paters" zunächst übernimmt, um es dann einem Trägerverband als Motorschule weiterzugeben, erfolgte in Anwesenheit des nordrhein-westfälischen Ministers für Wirtschaft und Verkehr am 5. Mai in Hangelar. Der Horst umfaßt sieben Flugzeuge des Typs ‚Tigermotte', eine modern eingerichtete 50 Meter lange Baracke mit Schul- und Uebernachtungsräumen sowie Hangar und Werkstätte mit zehn Mann Personal. Seit seiner Gründung wurden hier 11,000 Starts durchgeführt, wobei nur ein schwerer und ein leichter Unfall zu verzeichnen waren.

**Frankreich — Drei Millionen Exemplare täglich.** Drei Millionen katholische Zeitungen und Zeitschriftenexemplare zirkulieren täglich in Frankreich, wie aus den letzten statistischen Erhebungen hervorgeht. Allein in der Stadt Rennes werden jeden Tag 500,000 katholische Zeitungen und sonstige Publikationen gedruckt. "Das Echo für die französische Frau" hat bereits eine Auflagenhöhe von zwei Millionen erreicht.

**Polen — Kaczmarek erneut verhaftet.** Die Nachricht, nach der Msgr. Czeslaw Kaczmarek, Bischof von Kielce in Polen, erneut verhaftet wurde, hat sich bestätigt. Msgr. Kaczmarek war schon 1953 verhaftet und nach einem Schauprozeß vor dem Warschauer Militärgericht zu zwölf Jahren Kerkerhaft verurteilt worden. Kurz nach diesem Prozeß erfolgte dann die Verhaftung Kardinal Wyszynskis. 1955 wurde der Bischof von Kielce zwar freigelassen, aber weiter unter strenger Kontrolle gehalten und an der Ausübung seines Amtes verhindert. Die Gründe für seine neuerliche Verhaftung sind nicht bekannt.

**Ungarn — Ungarn verschiebt die Sonntage.** Nachdem bereits zu Ostern in verschiedenen Betrieben Ungarns gearbeitet werden mußte, haben die kommunistischen Behörden des Landes jetzt auch den gesamten Kalender "reformiert". Der ungarische Ministerrat hat beschlossen, daß Sonntage, die nur durch einen Wochentag von einem staatlichen Feiertag getrennt sind, auf diesen Wochentag verschoben werden. Gemäß dieser Verordnung, die vorerst auf ein Jahr befristet ist, galt schon der 29. April in ganz Ungarn als Arbeitstag. Dafür war der 30. April arbeitsfrei. Ebenso soll auch an zwei Sonntagen im Dezember, am 23. und 30. Dezember gearbeitet werden.

**Rußland — Vorbereitung für ein Apostolat in Rußland.** Nach einer Mitteilung von Radio Vatikan bereiten sich gegenwärtig in Rom Schwestern aus verschiedenen Ländern für ein Apostolat in Rußland vor, wohin sie sich, sobald die Umstände es erlauben sollten, begeben würden. Nicht weniger als 70 Schwestern erlernen am Sitz der vom Pater Lombardi ins Leben gerufenen Bewegung "Für eine bessere Welt" die russische Sprache und machen sich mit dem Wirkungsfeld vertraut, das sie sich für die Zukunft erhoffen.



# Ein Marianisches Jahr hinter dem Eisernen Vorhang

**Die Schwarze Madonna von Tschenstochau errettet den Glauben eines schwergeprüften Volkes. Eine Million Pilger bei der "Königin von Polen."**

**von Johannes Maria Höcht**

Wie wunderbar sind die Wege Gottes! Während die Welt voller Hader und Grauen ist ob der immer schwereren Bedrohung durch Atomkrieg und Kommunismus, treffen uns zwei Nachrichten, die unser Vertrauen anzuspornen und aufzurichten vermögen: Im letzten Jahre haben nicht weniger als eine Million Pilger die berühmte **Schwarze Madonna von Tschenstochau** hinter dem Eisernen Vorhang besucht. Der „helle Berg" von Jasna Gora, auf dem die Gottesmutter seit rund 600 Jahren ihre Gnadenstätte aufgeschlagen, ist damit erneut zu einem machtvollen Zentrum katholischen Glaubens im Osten geworden. Aber nicht genug damit: für das kommende Jahr ist für Tschenstochau vom 3. Mai 1956 bis zum 3. Mai 1957 ein **Marianisches Jahr** erklärt worden, das wohl noch größere Pilgerscharen zur „Königin von Polen" führen wird. Wieder werden sie zu jenem Berg der Gnade wallen, der seit Jahrhunderten ein Land überragt, das heute schwerer denn je um seine religiöse Existenz ringt, ein Land voller Gegensätze und Spannungen, das durch ein Volk von ausgeprägten und oft schwierigen Charakteren wahrhaft „eine Gewitterzone in allen Bereichen des menschlichen Seins" bildet. „Über all diesem Spiel der Kräfte und Mächte der Geschichte aber, das dem Einzelnen manchmal übermenschliches Leid und Schmerzen aufbürdet, ragt der Jasna Gora, der „lichtvolle Berg" der Mutter der Gnaden empor, seit fast 600 Jahren getragen durch den machtvollen Strom des Glaubens an eine bessere und gerechtere Welt, und der Zuversicht, daß die „Mutter vom Jasna Gora" helfen wird, in welchem Anliegen man auch zu ihr kommt" (Prof. Dr Rudolf Kriss).

Diese Gnadenstätte feiert in diesem Marianischen Jahr zugleich mit dem besonderen Geheiß und Wohlwollen Pius' XII. das 300. Jubiläum ihrer siegreichen Errettung von dem Ansturm der Sektierer im Jahre 1655, wo das Heiligtum von einem Häuflein gläubiger Priester heldenhaft verteidigt wurde. Der Heilige Vater hat darum auch die Bischöfe Polens am 8. Dezember 1955 mit einem besonderen apostolischen Schreiben bedacht. Durch das Zusammentreffen so vieler bedeutsamer Daten werden daher viele aufhorchen und fragen, was es heute noch um die weltbekannte Madonna an der schlesisch-polnischen Grenze ist, die ja auch so vielen deutschen Schlesiern so vertraut und liebgeworden ist.

Man wird nicht leicht auf der Welt eine Stätte Mariens finden — von den „modernen" wie Lourdes und Fatima, und den

älteren wie Loreto, Saragossa und Altötting abgesehen — die eine so ruhmreiche Geschichte haben, wie der „helle Berg", von dem so unendliche Gnadenströme in so viele Völker des Ostens gedrungen sind.

Denn Maria hat hier eine Gnadenstätte von wirklich übernationaler und völkerverbindender Bedeutung geschaffen. Nicht nur daß die Polen der ferneren und näheren Provinzen Jahr um Jahr in ergreifender Gläubigkeit die barmherzige Helferin der Christen anrufen. Auch Preußen, Slowaken, Tschechen, Schlesier, Ungarn, Letten und Litauer haben in ungezählten Pilgerzügen der großen Gnadenvermittlerin ihre ehrfürchtige Reverenz erwiesen und ihr ihre vielfältigen Sorgen und Nöte vorgetragen. Jetzt aber, in diesem Jahre besonderer Gnaden werden sich alle religiöse Gläubigkeit und die ganze Innigkeit der Völker des Ostens noch einmal vereinigen, um der so oft schon hilfreichen Madonna die immer größer werdende Sorge um den Bestand des Christentums in Ost- und Mitteleuropa zu Füßen zu legen.

Das erste Dokument des Päpstlichen Stuhles über die Einsetzung des Gnadenbildes stammt vom 7. September 1382. Seitdem hüten die Pauliner-Patres das Heiligtum, die es auch 1655 gegen die Schweden siegreich bewahrten. Schon vorher hatte das Gnadenbild durch die Hussiten durch blasphemische Schwertstreiche Schaden gelitten. Aber Gottes Vorsehung wachte durch alle Jahrhunderte über das einzigartige Bild, das nach der Legende vom hl Lukas auf die Platte eines vom hl. Joseph gefertigten Tisches gemalt worden sein soll. Über die hl. Helena und Kaiser Konstantin sei es dann wieder nach Jerusalem und schließlich nach Tschenstochau gelangt. 1717 wurde es kostbar gekrönt und 1910 durch Pius X. die abhanden gekommene Krone durch eine noch kostbarere ersetzt. Das glanzvollste Datum aber ist zweifellos der Tag, als König Johann Kisimir nach wiedererlangter Freiheit des Landes die Gottesmutter von Tschenstochau zur „Königin von Polen" erklärte. Hierauf nimmt auch das Schreiben Pius XII. an den eingekerkerten Kardinal Wyszynski und die Bischöfe Polens Bezug: „Schon seit jeher hat gerade das polnische Volk zur glorreichen und in ungezählten Notzeiten stets siegreichen Königin, zur hehren Frau, mit der Sternenkrone im Sonnenkleide, aus der uns die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist, eine so tiefe Andacht und Verehrung bewiesen, daß sich kaum ihresgleichen findet. Diese Liebe und Hingabe ihrer Kinder hat auch die Mutter Gottes und der Menschen Mutter, die gleich mächtig wie freigebig gütig ist, oft umso auffälliger mit ihrer Hilfe belohnt, je größer die Not und Gefahr waren, die sie bedrängten. Mögen sich hierfür in der Geschichte Polens viele Beispiele finden, bleibt als glänzendster Beweis doch immer das Geschehen, das sich nun vor 300 Jahren am hl. Weihnachtsfest abspielte und für immer unvergeßlich in die profane und Kirchengeschichte des Landes einging. Wir hielten es für angebracht, euch, geliebter Sohn und verehrungswürdige Brüder, sowie das ganze polnische Volk durch die Botschaft an diese erhebende Begebenheit zu erinnern, damit euch das Gedenken an diese eigenartige Hilfe des Himmels tröste in den Drangsalen, von welchen euer Vaterland heimgesucht wird, und eure Hoffnung auf einen guten Ausgang stärke, wenn ihr in unerschütterlichem Glauben, den keine Not zu leugnen imstande ist, eure Würde mit Standhaftigkeit bewahret."

Auch heute vertraut das östliche Volk auf Maria, die „Polens Hort" noch immer darstellt, und die noch im Jahre 1920 unter dem besonderen Antrieb Pius XI., damals Päpstlicher Nuntius in Polen, das „Wunder an der Weichsel", die Errettung vor dem Bolschewismus vollbrachte. Man muß das ganze Rundschreiben Pius' XII. gelesen haben, um ermessen zu können, welche große Hoffnung alle gläubigen Christen gerade auf die Mutter der Gnade vom „Hellen Berge" setzen dürfen. Es erscheint daher zur Stunde als eine besondere Aufgabe zur Errettung des Ostens gerade dem Gnadenbild der Schwarzen Madonna zu besonderer Verehrung zu verhelfen. Nur durch das inständige Gebet aller Nationen um dieses große Anliegen, wird und muß es gelingen, der Bekehrung des kommunistischen Ostens die Wege zu bereiten und zwar durch das Herz derer, die schon in Fatima sagte, „daß ihr reinstes Herz schließlich triumphieren werde!"

**Das Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau auf Seite 17 ist als achtfarben Druck im Credo Verlag zu Wiesbaden zum Preise von $1.00 erschienen.**

**„Das eine, das nottut: absolut nicht auf sich selbst hinzuschauen. Die umfassendste aller Sünden ist die Selbstsucht. Bekümmertheit über unsere eigene Seele ist für gewöhnlich mit Selbstsucht verbunden. Wir möchten, wie wir denken, nur zu Gottes Ehre heilig sein, aber wir verlangen dabei ebenso nach unserer eigenen Befriedigung. Es ist so schwierig, sich klarzumachen, daß wir, solange wir selbstzufrieden sind, niemals wirklich heilig sein können; und daß unser großes Ziel sein sollte, sich über unsere Unzufriedenheit mit uns selbst zu freuen."**

# Ein Jubeltag in der Loewenstadt

von P. Hagel O.M.J.

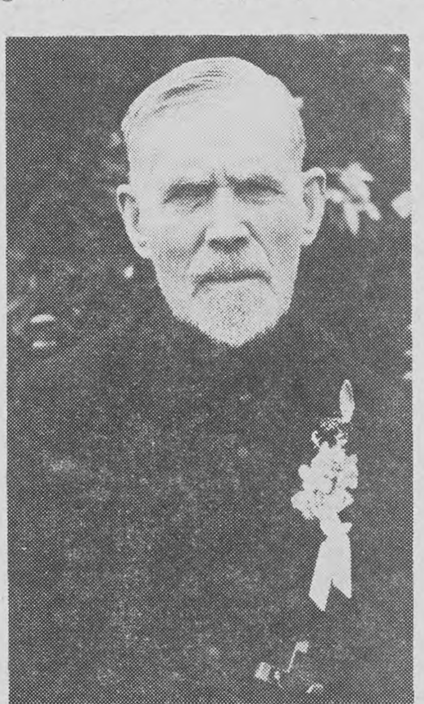
Für die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau in aller Welt ist der 17. Februar, der Tag der päpstlichen Approbation ihrer Ordensregel, ein hoher Feiertag. Für die Oblaten der Diözese Kimberley und die katholischen Batlapin in Taung oder Löwenstadt wurde er dieses Jahr zu einem wirklichen Jubeltag. Der ehrwürdige Bruder Josef Cyris O.M.J. konnte sein diamantenes Ordensjubiläum feiern. Es sind nur wenige, denen Gott diese Gnade schenkt; das Fest von Taung erhielt jedoch seine besonders freudige Note für das schwarze Volk, da Bruder Cyris von diesen 60 Jahren 58 ununterbrochen im Dienste der Mission von Taungs verlebte, eine gewiß noch seltenere Gelegenheit. Der Jubilar wurde dadurch die Verkörperung der Mission selbst. Er sah ihre harten und schweren Anfänge; er erlebte ihr Schicksal am eigenen Leibe und teilte durch fast 12 Lustren Freud und Leid der Mission; er wurde in dieser langen Zeit ihre starke Stütze.

**Wie die Mission in Taung, in der Löwenstadt entstand.**

Es soll nun keine Beschreibung des Festes erfolgen, an dem die Oblaten der Diözese und vor allem das Volk der Batlapin freudigen Anteil nahmen, sondern einiges aus dem Leben des Jubilars und der Mission erzählt werden, um zu zeigen, wie und mit welchen Opfern eine Mission entsteht und mit Gotteshilfe zu einer blühenden christlichen Gemeinde entfaltet wird.

Im Jahre 1894–95 unternahm P. Friedrich Porte O.M.J., der sich im Basutoland die Sporen verdient hatte, eine Expedition in die großen und weiten Lande der Betschuanan, um nach einem Platz zu suchen, auf dem die katholische Mission Wurzeln schlagen könnte. Bis um die Jahrhundertwende gab es unter allen Betschuanenstämmen nur eine Mission in Bleeschfontein (Transvaal), die aber an erster Stelle den Jesuiten als Durchgangsstation zu ihrer schweren Mission im heutigen Rhodesien gedient hatte. Man kann von dieser Mission sagen, daß mehr Jesuiten am Klima und an den Strapazen dieser Mission starben, als sie Heiden bekehrten.

Zweihundert Kilometer nördlich von Kimberley, in dem Städtchen Vryburg, das Hauptort der kurzlebigen Republick Stellaland gewesen war, kaufte P. Porte



Der Jubilar, Br. J. Cyris, O.M.I.

ein Gespann von 16 Ochsen und eine „Noahsarche", wie die schweren Planwagen der Buren genannt wurden. Im Vertrauen auf Gott und den Schutz der unbefleckten Gottesmutter begann P. Porte seine lange Wander- und Forscherfahrt. Zuerst ging es 150 Kilometer weit in die Kalahari hinaus bis Kuruman, wo mitten in der Wüste ein herrlicher Quell entspringt, aus dem die Batlaro tranken, und der das „Auge von Kuruman" genannt wird. Hier aber bestand bereits eine große protestantische Kirche, an der Männer wie Moffat und Livingstone gewirkt hatten. Livingstone ist später der berühmte Afrikaforscher geworden. So schön diese Oase auch war, hier war nichts mehr zu machen. P. Porte lenkte sein Gespann nordwärts und besuchte alle Betschuanenstämme bis fast hinauf zum Wendekreis des Steinbocks. Auch hier fand er keine Möglichkeit eine Mission zu gründen; die Häuptlinge fertigten ihn ab mit dem Bemerken: wir haben bereits eine protestantische Mission, und das genügt uns. In Gaberones gab ihm der Häuptling die Antwort:

„Bekehre zuerst die Königin von England, die mein Land gestohlen hat, dann kannst Du auch uns bekehren." Das nördliche Betschuanenland war nämlich einige Jahre vorher englisches Protektorat geworden. Enttäuscht kehrte P. Porte um und fuhr über Bleeschfontein, wo die Oblaten vom Transvaal die Mission übernommen hatten, nach Mafeking zurück, um dem erschöpften Gespann ein paar Ruhetage zu gönnen. Als aber in Mafeking, am Ufer des jungen Molopo wieder eingespannt wurde, erschlug

der Blitz alle Ochsen bis auf zwei. Das war ein böses Omen in den Augen der abergläubigen Barolong. Neue Ochsen mußten gekauft und trainiert werden, um den Rest der Reise, 355 Kilometer bis Kimberley, zurücklegen zu können. Schweren Herzens, denn alle Opfer und Mühen schienen umsonst gewesen zu sein, zog P. Porte mit seinem Gespann dem Süden zu. Fast nur pro forma machte er unterwegs auch dem Häuptling Molala in der Löwenstadt (Taung) einen Besuch und sprach von seiner Absicht unter Betschuanen eine Mission zu gründen. Molala und sein Volk standen nicht im besten Ruf; sie galten als der unruhigste aller Betschuanenstämme des Südens. Gottes Wege sind wunderbar! Molala erlaubte nicht blos eine Missionsgründung, sondern bat darum. Weit über 1000 Kilometer zeigte der Meilenzähler am Rad des Wagens, als P. Porte wieder in Kimberley zurück war und seinem Bischof Bericht erstattete.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, besonders bei den Negern. Die Krausköpfe sind oft recht wetterwendisch und unbeständig. Zu Pferd kehrte P. Porte eiligst wieder nach Taung zurück, um den zugewiesenen Platz zu besetzen. P. Varnat und Bruder Deb kamen nach. Jetzt wurden die Zeltpflöcke für die werdende Mission abgesteckt und ein am Bankrott stehendes Gasthaus gekauft. Das war der Anfang der Mission in Taung, in der Löwenstadt, im Jahre 1895.

Neben den ersten Pionierarbeiten am Platze und den Missionswanderungen, die bis nach Vryburg führten, war eine Hauptsorge für P. Porte weiteres Missionspersonal zu gewinnen, einen oder den andern Bruder und vor allem Missionsschwestern. Das Generalkapitel der Oblaten zu Paris 1896 brachte die günstige Gelegenheit auch diesem Punkte Wandel zu schaffen. Die Kapitelväter, die von 4 Weltteilen zusammengekommen waren, hörten mit gespanntester Aufmerksamkeit Bericht und Bitte aus Afrika. Das waren neue Namen, neue Dinge und neue Menschen, von denen sie zu hören bekamen. Obwohl alle Teilnehmer ihr Herz von Sorgen und Bedürfnissen ihrer eigenen Missionen vollhatten, so ließen sie doch dem Missisonar der Batlapin den Vortritt, aber seine Bitte um Brüder konnten sie ihm nicht erfüllen. Brüderberufe waren damals noch sehr rar.

**Lichter und Leuchten am Lebenswege.**

Lebensdaten und wichtige Ereignisse stehen wie Lichter und Leuchten am Pilgerwege des einzelnen Menschen. Darum auch einige dieser Daten und Ereignisse aus dem Leben des Jubilars, ohne seiner Bescheidenheit nahetreten zu wollen.

In Golschwitz, ein Dorf in Oberschlesien mit gemischter Bevölkerung von Deutschen und Polen, wurde Bruder Cyris 1876 geboren. In seiner mit Glücksgütern nicht übermäßig gesegneten Familie herrschte tiefe Frömmigkeit, ein kostbares Erbe in vielen polnischen Familien. Neben seiner Muttersprache lernte der kleine Joseph auch Deutsch und entwickelte sich später zu einem Sprachtalent; er beherrscht außer diesen beiden Sprachen auch Französisch und Englisch und dazu Tswana, die Sprache der Betschuanen.

---

**Eingebettet im lieblichen Wiesenbachtale, umgeben von den ausgedehnten Höhenrücken des Mangelhauser- und Wackenberges steht inmitten des Dorfes meiner Geburtsheimat Kirche. Immer wenn die Höhen erreicht und Silhuette des Heimatdorfes sich abzeichnet, sucht der Blick zuerst das Wahrzeichen der Heimat, die uralte, dem hl. Augustinus geweihte Kirche. Weithin grüßt sie durch die weißgetünchte Seitenfront sowie durch den aus dem 13. Jahrhundert stammenden Turm und lädt ein zum frommen Beterbesuch.**

**Freude, aber auch Wehmut befällt die Seele beim Betreten der alten Heimatkirche, Erinnerungen werden wach aus frühester Jugend und lassen die schöne, aber auch karge Jugendzeit am geistigen Auge vorüberziehen. Keiner der herrlichen Dome des In- und Auslandes von denen ich viele zu besuchen Gelegenheit hatte, kann diesen Juwel der Heimat ersetzen.**

**Möge der Segen Gottes auch weiterhin auf ihr ruhen und sie vor Krieg und jeglicher Unbill bewahren.**

**Traute Still' in heil'ger Klause,
Gottes Odem weht in Dir;
Immer ist hier mein Zuhause,
Auch wenn Not erdrückt mich schier.
Traute Still' in heil'ger Klause,
Engel halten Wacht in Dir;
Betend treten ein zur Pause,
Schwiel'ge Hände flehen hier.
Und in diese heil'ge Stille
Tritt herein — ganz ungesehen,
Zu erfüllen Gottes Wille,
Wenn erhöret ist dein Fleh'n.
Immer steht Dir treu zur Seite
Deines Engels güt'ge Hand,
Steht Dir bei im letzten Streit,
Führt Dich heim — ins ewige Vaterland.**

Nach Besuch der Dorfschule lernte Joseph Cyris das Schlosserhandwerk und beschloß seine Lehrzeit mit einem wohlgelungenen Gesellenstück. Nun kam aber auch für ihn die Zeit, da jeder Sohn des kaiserlichen Deutschland, dem der erste Flaum unter der Nase wächst, der einen klaren Kopf und gerade Glieder hat, in des Kaisers Rock schlüpfen und 2 oder 3 Jahre dem Vaterlande als Soldat dienen mußte. Joseph Cyris jedoch wählte statt der Kaserne das Kloster, statt der Uniform das Ordenskleid und als Waffe das Kreuz des Erlösers. Er machte sein Tirocinium, seine geistige Rekrutenschule, sein Prüfungs- und Probejahr 1894 in Holland und kam dann in das Scholastikat nach Rom.

P. Porte der energische Südfranzose aus dem ehemaligen päpstlichen Gebiet zu Avignon, war nicht der Mann, der sich durch einen Mißerfolg von seinem Ziele abbringen ließe. Das Generalkapitel konnte sein Anliegen nicht erfüllen; er suchte selbst nach Abhilfe. Er klopfte an alle Pforten der damaligen Oblatenklöster, aber auch hier war ihm kein Erfolg beschieden. Nach all diesen Mühen und Versuchen klagte er sein Leid dem Generalassisten, P. Tatin O.M.J., eine einflußreiche Persönlichkeit in der Ordensfamilie.

„Eh bien", sagte P. Tatin, „in unserem Kloster zu Rom ist ein junger Bruder aus Polen, kräftig, gesund und ein vorzüglicher Handwerksmann. Das ist es, was sie brauchen. Bitten Sie Pater General, er wird Ihnen diesen Bruder geben." Gesagt, getan. Ein paar Tage später hatte Bruder Cyris seine Bestimmung für Löwenstadt in Südafrika.

(Fortsetzung folgt)

---

# Pater J. Warnke, OMI zum Andenken

**Am 12. Mai verstarb nach schwerer Krankheit der 46 jährige hochw. Oblatenpater Joseph Warnke, Bruder des hochw. P. Noah Warnke O.M.I., des Oberen unseres St. Thomas Kollegs.**

**Der Verstorbene hätte diesen Sommer sein 25 jähriges Ordensjubiläum feiern sollen. Zum Priester geweiht im Jahre 1938, verbrachte Pater Joseph Warnke ein paar Jahre in der Seelsorge. Darauf wurde er nach Battleford berufen, um als Verwalter unserer Farm zu wirken. Dort zeigte er seine in ihm liegenden Talente. In schwerer Zeit — besonders schwer wegen der vorhergegangenen "dürren Jahre" der Dreißiger — brachte er unsere dem Seminar so wichtige Farm durch kluge Modernisierung und weise Neuerungen auf eine Höhe, die wir kaum zu erwarten wagten.**

**Gegen Ende der vierziger Jahre ging der Verstorbene in eines der wichtigsten Werke der Oblaten der St. Marienprovinz: In die Leitung der Seelsorgearbeit für Neueingewanderte. Die Brüderpatres Joseph und Noah Warnke wurden für den Dienst in diesem Werke ganz freigestellt, und das zu einer Zeit, wo priesterliche Hilfe äußerst nötig war: zur Zeit der allerersten Tage der Neueinwanderung nach Kanada. Pater Noah Warnke O.M.I. arbeitete in Bremen, Deutschland, und der verstorbene Pater Joseph Warnke O.M.I. im Einwandererbüro zu Winnipeg, Man.**

**Unermüdlich reiste Pater Joseph Warnke von Vancouver bis nach Halifax und Quebec, um jeden Neueinwanderer, wenn immer möglich, persönlich zu empfangen, und um später nachzuschauen, ob er hier in Kanada auch versorgt sei. Inzwischen war noch all' die Büroarbeit zu tun, die mit einem Werke derartiger Ausmaße nun einmal verbunden ist.**

**Viele unserer Neueinwanderer kannten ihn — kannten ihn, weil sie ihm viel zu verdanken haben!**

**Es war der Verstorbene gesegnet von Gott — mit dem Kreuze der Krankheit. Sein ganzes Priesterleben lang trug er dieses Kreuz. Schwere Operationen waren ihm nichts Neues mehr. Trotz allem gab ihm der Herr aber auch die Gnade, während seiner Priesterjahre wirklich Großes leisten und aufbauen zu können.**

**Nun ruht er in Gott auf dem Oblatenfriedhof zu Battleford, den er selbst einmal umtreut hat. Möge der Herr ihm die ewige Priesterruhe und das ewige Priesterglück des Himmels geben. Beten wir für den Verstorbenen.**

**„Ich habe Ihn gebeten, als Anbeter, als Genugtuer, als Erlöser in mich zu kommen, auf daß ich eine Ausdehnung Seiner Menschheit für Ihn sei, das will heißen, daß Er in mir Seinem Leben der Sühne, des Opfers, des Lobes und der Anbetung Dauer verleihen kann."**

# Der Juli bringt das Fest der Erstkommunion

Das Kind steht in der Mitte dieses Festes. Es ist an diesem Tage aus der Gemeinschaft herausgehoben an einen besonderen Platz. Die Eltern schmücken es, sie schauen es verwundert an, sie lächeln und weinen vor Freude, weil dieses Kind die Liebe Gottes genießt und ihnen bewußt wird, welch ein Geheimnis ihr Kind ist. Sie sind ihrem Kind anders nah als sonst. Sie haben Ehrfurcht vor seiner Würde. Christus ruft es, Gott sondert es für sich aus. Es geht in dem Raum der Kirche frei zu Christus hin, es gehört nicht nur zu seinen Eltern, ein anderer speist es mit Kraft, und im Hause Gottes sind Eltern und Kinder wie Brüder und Schwestern in der Liebe Christi.

Die ganze Gemeinde der Gläubigen freut sich ob dieses Festes der Kinder. Die Kirche ist geschmückt, die Glocken läuten, Gesang erschallt, der Altar Christi kommt allen neu in den Blick. Die Kinder ziehen ein, mit Kerzen in den Händen, die Mädchen mit Kränzchen geschmückt. Den Knaben heftet man zum Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Hochzeitsmahl des Herrn ein Myrtensträuschen an. Um die Kinder herum knien die Eltern, die Angehörigen, die Gemeinde. Wie zu Hause das einzelne Kind, so stehen hier alle die kleinen Erstkommunikanten in der Mitte der Gläubigen. Christus nimmt wiederum das Kind wie einst, als er auf Erden weilte, und er stellt es in unsere Mitte und sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr in das Reich Gottes nicht eingehen.“ Das Kind ist noch unwissend und fängt seinen Weg der Jüngerschaft des Herrn erst an. Und doch offenbart sich uns etwas an ihm. Es tut sich uns ein Tor auf aus unserer falschen Fertigkeit heraus. Nach der Feier kommen die Kinder froh zu ihren Eltern, und diese umfangen sie, und alle gehen glücklich in ihr Heim, das seiner Zugehörigkeit zur hl. Kirche mehr als sonst inne wird. Die Erwachsenen sind des inneren Glückes fähiger als die Kinder. Die Kinder sehen und fühlen dieses Glück. Um so mehr ahnen sie die Bedeutung ihres Festes, und der Glaube wird ihnen durch den der Erwachsenen gestärkt.

Haus und Tisch sind geschmückt. Das Kind hat seinen Ehrenplatz, alle freuen sich des Mahles, und es ist ähnlich wie zur ersten christlichen Zeit, als in Verbindung mit der Feier der hl. Eucharistie eine gemeinsame Mahlzeit stattfand, die man das Liebesmahl, die Agape, nannte. Wir müssen uns aber auch der Mahnung des heiligen Paulus an die Korinther erinnern, daß solche Mahlzeiten würdig und maßvoll sein sollen. Am Nachmittag geht man mit dem Kommunionkind zum Dankgottesdienst und läßt es nicht allein gehen.

Allzu wildes Spiel paßt nicht, wohl aber bringt ein Gang in Wald und Feld den Tag in guter Weise zu Ende, und es wird dann das Kind nach einem stillen Abend- und Dankgebet rechtzeitig zu Bett gebracht.

Man nennt den Erstkommuniontag wohl den „schönsten Tag des Lebens“. Diese Bezeichnung führt oft irre und veranlaßt dazu, im Kind Gefühle zu wecken oder vorauszusetzen, die es sich noch gar nicht leisten kann. Aber der Tag ist ein entscheidender Tag. Mit ihm beginnen alle die Tage, an denen künftig das Kind am Tisch des Herrn teilnehmen wird; erst allmählich weiß es innerlicher um die Heiligkeit des Sakramentes, allmählich reift es an diesen Tagen zu der übernatürlichen Fähigkeit heran, mit Christus ewig zu leben.

---

## *nicht unbedingt noetig .....*

Es ist nicht unbedingt nötig,

wochenlang vor der Erstkommunion über Kleider und Geschenke zu sprechen,

sämtliche Onkels, Tanten, Vettern und Basen einzuladen,

die Kinder mit Seide und Pelzumhängen herauszuputzen,

vor dem Kirchgang den Friseur kommen zu lassen,

das Essen im vornehmsten Hotel zu bestellen,

zwölf Torten und zehn Kuchen zu backen,

mit dem dicksten Wagen vor die Kirche zu fahren,

das Kind während des Gottesdienstes zu photographieren,

mit großen Geschenken zu protzen, bis in die späte Nacht hinein zu „feiern“ und die ganze Familie samt Erstkommunionkind unter Alkohol zu setzen.

Wir wollen vielmehr dafür sorgen, daß unser Kind sich in Ruhe auf das Sakrament vorbereiten kann, daß es durch keine Äußerlichkeiten abgelenkt wird, daß nichts die Weihe des Tages stört; und daß wir an diesem Tag selbst fähig und bereit sind, an den Altar des Herrn zu treten.

# Mariä Himmelfahrt

## Dormitio, Jerusalem

von P. Cyrill Nestle, O.S.B.

Das Denken und Beten und Leben des Katholiken mit seiner hl. Kirche und ihrer herrlichen Liturgie ist eine ständige geistige Pilgerreise nach Jerusalem, eine Wallfahrt ins hl. Land. Wie in Jerusalem und im hl. Lande begegnen wir auf unserer Wanderung durchs Kirchenjahr bei den einzelnen Festen überall den Spuren des göttlichen Heilandes. Und wo seine Spuren, da sind auch die Spuren der lieben Mutter Gottes. Wie oft mag sich die stille Sehnsucht ins fromme Herz schleichen, einmal all' die hl. Stätten mit eigenen Augen an Ort und Stelle schauen zu dürfen. Für viele, ja wohl für die meisten wird diese Sehnsucht immer nur ein frommer Wunsch bleiben. Darum haben diejenigen, die das große, unaussprechliche Glück haben, an den hl. Stätten zu leben und in Tat und Wahrheit in den Spuren des lieben Heilandes und der Gottesmutter zu wandeln, die Pflicht, denen daheim immer wieder davon zu erzählen und soweit möglich, auch die hl. Stätten im Bilde zu zeigen. So wollen wir zum Feste Mariä Himmelfahrt eine Wallfahrt auf den Sion in Jerusalem machen, wo sich das Heiligtum der Dormitio d. h. der Entschlafung, des Heimganges der lieben Mutter Gottes befindet und wir wollen auch dahin pilgern, wo nach der hl. Überlieferung die Gottesmutter ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Wer mit der Eisenbahn nach Jerusalem kommt, erblickt als erstes Heiligtum der hl. Stadt die hochragende Dormitio auf dem Sionsberge, die Stätte des Heimgangs unserer lieben Frau, heute eines der schönsten und wirkungsvollsten Bauwerke der Stadt. Wie eine Königin thront die Dormitionskirche auf dem Sion. An diese Stätte knüpft sich eine Reihe von Erinnerungen an hochbedeutsame Ereignisse der Heilsgeschichte. Es sei nur an die Einsetzung des Abendmahles und die Stiftung des N. T. Priestertums, an das hl. Pfingstfest gemahnt. Nach alter Überlieferung hat die liebe Mutter Gottes an dieser Stätte ihre letzten Tage zugebracht, bis sie hier eines seligenden Todes entschlief. Darum wird die Stätte Dormitio, d. h. Entschlafung genannt.

Es war aus dem Hause des Johannes Markus so die erste Kirche in Jerusalem, ja in der ganzen Welt geworden, wo die junge Christengemeinde zusammenkam, um die hl. Geheimnisse zu feiern (vgl. AG. 1,13 und 12 12). Auch als Konstantin die herrliche Grabeskirche gebaut hatte, behielt das bescheidene Heiligtum auf dem Sion seine volle Geltung. Im Jahre 390 erstand auch auf dem Sion eine herrliche Basilika, die neben dem Abendmahl- und Pfingstsaal auch die Dormitio in sich barg. Sie wurde „die Mutter aller Kirchen", auch „die Hagia Sion" genannt. Sie blieb stehen bis zur Kreuzfahrerzeit. Über ihren Trümmern erbauten die Kreuzfahrer eine neue Basilika in romanischem Stile und nannten sie „Münster unserer lieben Frau vom Berge Sion." Allein schon 1241 lag auch sie in Trümmern. Seit etwa 1300 hüteten die Franziskaner die hl. Stätte, bis sie endlich 1561 ganz an die Mohammedaner verloren ging. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Im Jahre 1898 hatte der deutsche Kaiser Wilhelm II. die hl Stätten vom Sultan erworben und den deutschen Katholiken geschenkt. Der Verein vom hl. Lande schuf mit den deutschen Katholiken das neue herrliche Heiligtum. Die Kirche ist ein Rundbau, im Stil der ersten Kreuzfahrerbauten nach den Plänen des Kölner Baumeisters, Architekt Renard. Sie ist ein Juwel der religiösen Kunst. Leider ist sie nur im Außenbau vollendet. Von den 7 Altären der Oberkirche sind erst zwei vollendet. Aber sie zeigen, wie herrlich einmal das ganze Gotteshaus werden wird. Die Unterkirche mit einer doppelten Säulenreihe, die zugleich das Gewölbe tragen und mit einem kleinen Heiligtum in der Mitte, ist ein überaus stimmungsvoller Raum. Aber leider ist von den 9 Altären noch nicht einer fertig. Selbst der Altar im Heiligtum der lieben Mutter Gottes in der Mitte ist nur ein armseliges Holzgestell. Der unselige Krieg hat die Innenausstattung verzögert und auf Jahre hinausgeschoben. Aber trotzdem läßt sich an dieser Stätte so gut beten und alle Pilger werden sich mit Freuden an die Stunden erinnern, die sie im Heiligtum der lieben Mutter Gottes auf Sion bei den Beuroner Benediktinern, denen die Obhut dieses Heiligtums anvertraut ist, zubringen durften. Nun begleiten wir die liebe Mutter Gottes auf ihrem letzten Gang.

Nach einer alten Überlieferung wurde sie im Cedrontale nahe beim Ölgarten zu Grabe getragen. Der heutige Bau, das sogenannte Mariengrab stammt aus der

Kreuzfahrerzeit und ist als Krypta zu denken. Eine Oberkirche hat der Bau nie bekommen. Das große Portal ist fast ganz zugemauert. Doch fällt durch dasselbe genügend Licht auf die 48 Treppen, die man hinuntersteigen muß, um zum eigentlichen Mariengrab zu gelangen. Nach Osten gelegen, bildet es eine kleine Grabkammer, in der kaum 4–5 Personen Platz haben. Es ist noch die gleiche Form wie im 5. Jahrhundert. Das Grab war ein sog. Bankgrab. Heute ist das Grab mit einer weißen Marmorplatte bekleidet und ist etwa 1 m hoch. Hier hat der jungfräuliche Leib der lieben Mutter Gottes geruht, bis der Herr sie heimholte zum Triumph der ewigen Seligkeit.

Im Heiligtum der lieben Mutter Gottes und an ihrem Grabe füllt sich unsere Seele mit hl. Freude und Genugtuung, daß unsere gute Mutter Maria ein so seliges Ende und eine so glorreiche Herrlichkeit erlangt hat. Wir können nicht scheiden von diesen Stätten, wo schon so viele sich starken Lebensmut und eine glückselige Sterbestunde erfleht haben, ohne daß auch wir von Herzen beten: Liebe Mutter Gottes! Geleite auch uns glücklich durchs Leben, glücklich durch die dunkle Pforte des Todes und glücklich zu deinem Sohne Jesus Christus, in die Herrlichkeit des ewigen Lebens!

---

**Beim Heimgang sprach Maria**
**Zu ihrem lieben Sohne:**
**Ich weiß es nun so selig müd,**
**Daß du aus Fernen kamst**
**Und all mein Heimweh, rein geglüht,**
**In deine Hände nahmst.**
**Nun schließe ich die Augen zu**
**Für eine kurze Rast,**
**Ich weiß daß du in deine Ruh**
**Mein Herz gebettet hast.**

Grete von Urbanitzky

## Sankt Anna und die Vögel

In einer legendären Erzählung, die um das Jahr 150 geschrieben wurde, wird berichtet, am großen Tag des Herrn habe man im Tempel die Opfergabe des heiligen Joachim zurückgewiesen, weil er keine Nachkommenschaft in Israel hatte. Auch die heilige Anna, sein Weib, wurde deswegen beschimpft. Doch um die neunte Stunde legte sie ihre Trauerkleider ab, zog ihr Brautgewand an und suchte den Garten auf. Unter einem Lorbeerbaum setzte sie sich nieder. Und da sie zum Himmel aufblickte, sah sie in den Zweigen ein Sperlingsnest. Aus dem Wehe ihres Herzens betete sie: „Gott meiner Väter, segne mich und erhöre meine Bitte, wie du Sarah gesegnet hast und ihr einen Sohn, den Isaak, gabst." Und sie stimmte eine Klageweise an: „Weh mir, wem bin ich gleich geworden; nicht den Vögeln des Himmels bin ich gleich geworden; denn auch die Vögel des Himmels sind fruchtbar vor dir, Herr! — Weh mir, wem bin ich gleich geworden? Nicht den Tieren der Erde bin ich gleich geworden; denn auch die Tiere der Erde sind fruchtbar vor dir, Herr! — Weh mir, wem bin ich gleich geworden? Nicht den Wassern bin ich gleich geworden; denn auch diese Wasser sind fruchtbar vor dir, Herr! — Weh mir, wem bin ich gleich geworden? Nicht diesem Lande bin ich gleich geworden; denn auch dieses Land bringt seine Früchte zur Zeit und lobt dich, Herr!" Siehe, da trat ein Engel zu ihr und sprach: „Anna, Anna, der Herr hat deine Bitte erhört, du sollst empfangen und gebären, und dein Kind wird in der ganzen Welt einmal genannt werden." Und es sprach Anna: „So wahr der Herr, mein Gott, lebt, wenn ich ein Kind haben werde, sei es Sohn oder Tochter, so will ich es als Opfergabe dem Herrn darbringen und es soll ihm heiligen Dienst tun alle Tage seines Lebens."

Es ist leicht zu begreifen, daß diese Schilderung zu vielen Zeiten den Frauen, vor allem den kinderlosen, ein großes Vertrauen zur heiligen Mutter Anna einflößte. Daß die Vögel obiges Geschichtlein vom Sperlingsnest kennen, glaube ich nicht. Aber wer in diesen Wochen die Wallfahrtskirche von Birnau besuchte, hätte meinen können, auch die Vögel seien mit Mutter Anna sehr vertraut. Saßen doch zwei Schwalben ruhig auf ihrem Heiligenschein. Leute kamen und Leute gingen, sie blieben dort sitzen, als ob sie ein Recht dazu gehabt hätten. Man hat die Schwälbchen immer als heilige Vögel betrachtet und als Glücksbringer. Vielleicht sind sie auch an der Kirchtüre von Birnau ein gutes Zeichen für die Vorübergehenden, besonders für die Hochzeitsleute.

# Hier wohnt das Glück

**Erzählt von Max Karl Böttcher**

Fern vom Weltgetriebe lag ein kleines Dorf. Die meisten im Orte waren durch Einheirat miteinander versippt, und wie das zu sein pflegt, wenn allzuviel Verwandtschaft täglich zusammenkommt: viel Unfrieden war im kleinen Flecken.

Der Pfarrer, ein gütiger alter Herr, gab sich mit redlichem Eifer alle Mühe, Friede und Freude in sein Kirchspiel zu bringen, aber es wollte und wollte nicht gelingen, und Zank und Streit, Neid und Mißgunst und Klatschsucht und Verleumdung standen hoch im Kurse in Rodenthal.

Eines Tages aber kam der Hannes Rott ins Dörflein, und als der ein paar Monde dort schaffte und wohnte, wurde es nach und nach besser. Er war bestimmt kein Scherenschleifer, als solcher aber zog er mit seinem blinden Weibe, das er Lunella nannte, in Rodenthal ein. Es war gerade eine ungute Zeit, die ins Dorf führte, und es gab übergenug für ihn zu tun, nicht als Scherenschleifer, sondern als Sargmacher. Eine schlimme Seuche wütete im Lande, und da der einzige Schreiner des Ortes als einer der ersten von der Krankheit dahingerafft wurde, war es den Dörflern recht, daß der Fremdling Johannes Rott sich als Sargmacher nützlich machte. Es wurde ihm das leerstehende Armenhaus zur Verfügung gestellt, Hobelbank und Werkzeug des verstorbenen Meisters wurde ihm auch überlassen, und weil sich herausstellte, daß er auch Pflüge, Eggen und Wagen reparieren konnte, machte ihm die Gemeinde den Vorschlag, in Rodenthal zu bleiben. So wurde aus dem wandernden Scherenschleifer ein seßhafter Handwerker, und sein blindes Weib versorgte ihm das Häuslein und das dazugehörige Gärtchen. —

Eines Morgens aber ging ein Wundern und Staunen durch das Dorf, denn über Rotts Haustür prangte in schön verzierten großen Buchstaben die seltsame Schrift: In diesem Hause wohnt das Glück!

Dem alten Pfarrer wurde das angesagt, und er machte sich auf den Weg, um den Fremdling, der so still und bescheiden im Dorfe schaffte, einmal kennenzulernen.

„Kommt die Seele nicht zum Pfarrer, muß der Pfarrer halt zur Seele kommen!" — Mit diesen heiter gesprochenen Worten trat der Pfarrherr in die Werkstatt des Rott, nachdem er vorher mit herzlicher Freude das lieblich blühende Vorgärtchen angeschaut hatte.

Meister Rott, ein Mann in Mitte der Fünfziger, stand an der Hobelbank. Er nickte dem Seelsorger zu, und als Antwort sagte er nur, indem er auf sein Werkstück zeigte: „Soll eine Wiege werden für den Mühlhofbauer im Tal! Es ist eilig, seid mir deshalb nicht gram, wenn ich weiterarbeite."

„Ist mir recht, Meister Rott! —Oder seid Ihr kein Meister?"

„Das Leben habe ich gemeistert, und so kennt Ihr mich getrost Meister Rott nennen, Herr Pfarrer."

„Ein stolzes Wort, das Ihr da aussprecht: Ich habe das Leben gemeistert!" erwiderte der Pfarrer ernst.

Jetzt sah Rott den Geistlichen lange und prüfend an, legte alsdann sein Werkzeug nieder, schob dem Gast einen Sessel hin, dann hub er an zu reden: „Ich stamme aus dem Thüringischen, Herr Pfarrer, mein Weib aber ist eine Tirolerische, daher der hierzulande seltene Name Lunella. Auf der Wanderschaft, da ich in Bozen arbeitete, lernte ich sie kennen. Ich bin von Beruf Schreinermeister, aber ein hartes Schicksal meinte es bös mit mir, ich will es Euch kurz erzählen, und dann sollt Ihr selbst entscheiden, ob ich das Leben gemeistert habe oder nicht! — Drei Kinder besaßen wir. Die Älteste ertrank mir als zwölfjähriges Mädchen in der Eisack, das zweite Kind, der Franzel, stand als Jägerbursch in Gräflich Donathschen Diensten, aber als er zwanzig war, löschten ihn die Wilderer aus, droben am Bannwald der Fragsburg, und das dritte, die liebe kleine Cäcil, verstarb vor drei Jahren an den Pocken. — Aber noch nicht genug. Das Schicksal schlug mich und mein Weib noch schwerer. Bei der Pflege unserer pockenkranken Cäcil geriet der Mutter das schlimme Gift in die Augen, und so wurde meine Lunella blind. Da verkaufte ich mein Häusel und meine Werkstatt und schüttelte den Staub der Heimat von mir und zog durch die Lande, und um etwas zu verdienen, erstand ich mir ein Schleifergerät und zog von Ort zu Ort. Hier landete ich, und hier geht es mir gut!"

Schweigend hatte der Pfarrer zugehört, dann sagte er:

„Und wenn Euch nun hier neues Unglück überfiele?"

„Gegen Unglück bin ich nicht gefeit, aber es zu meistern, das habe ich gelernt, komme es, wie es mag!"

„Habt Ihr solch sicheres Rezept?"

„Ich denke: ja! — Drei Dinge braucht der Mensch gegen das, was man landläufig Unglück nennt. — Hat er diese drei Dinge in Besitz, dann kann ihm nichts

widerfahren. Soll ich sie Euch nennen, diese drei?" — Und als der Pfarrer nickte, fuhr Rott fort: „Ihr wedet mich im Stillen belächeln und werdet denken: Was dieser Dorfphilosoph da erzählt, sind olle Kamellen, die habe ich meinen Bauern schon hundertmal von der Kanzel gepredigt! —

Da wäre also zum ersten: Erkenne es und mache dir täglich und stündlich klar, wie gut es dir geht! Selbst, wenn es so ausschaut, als hättest du Kummer und Not und Sorgen, so denke daran, daß es dir noch viel, viel schlechter gehen könnte, und daß es tausend anderen Menschen schlimmer ergeht als dir. Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich abends im Bett liege, halte ich erst einmal Rückblick über den eben beendeten Tag. Ei, wenn das jeder Mensch einmal versuchen wollte! Das ist ein ganz wunderbares Mittel, zur Erkenntnis zu kommen, wie gut es mir trotz allem üblen noch ergangen ist. Habe ich nicht eine warme Küche gehabt, ein Stück Brot und meist auch noch etwas darauf? Einen warmen Brei und einen heißen Trunk? — Ja, der Sinn des Lebens ist ja nicht übergutes Essen und Trinken, der Sinn des Lebens ist Sattwerden in Ruhe und Frieden und im Bewußtsein, du hast nichts Schlimmes getan! Ach, so sage ich mir abends im Bett beim Rückblick über den vergangenen Tag, ach, wie viele Menschen haben heute weder eine warme Stube noch genug Essen gehabt, wie viele haben ihr Essen, wenn auch gut und reichlich, mit Kummer, mit Angst, mit Zank und Streit verzehren müssen. Ferner überlege ich mir, daß ich doch gesund war und arbeiten konnte. Das nehmen die meisten Menschen so selbstverständlich hin, aber ich kenne doch so viele Leute, die ihre Arbeit mühsam in Schmerzen und Körper- und Seelennot verrichten mußten! — Und ich hatte Arbeit! Wie viele Menschen hatten keine!

Muß ich da abends nicht recht froh und dankbar sein? — Da hätte ich Ihnen also das erste Rezept verraten, das Leben zu meistern. Wer das tut, der ist schon auf dem Wege zum Glück, Ihr seht, Herr Pfarrer, ganz einfach und altmodisch ist das Rezept, absolut keine neue Erfindung von mir."

„Hm, da habt Ihr wohl recht, aber Ihr habt das so schön verständlich gemacht, so für den einfachen Menschen passend. Um das erste Rezept auf eine kurze Formel zu bringen: Zufriedenheit, richtige, innerste, einfache Zufriedenheit! — Und nun das zweite Rezept?"

„Hm, das ist nun schon schwerer! Schauen Sie, Herr Pfarrer, in jedem Menschen steckt ein tüchtiges Portiönchen Selbstgerechtigkeit, damit meine ich die Überheblichkeit, die den Menschen sich einbilden läßt, daß die lieben Mitmenschen vieles, was sie tun, falsch anfassen, nicht richtig machen. Die meisten Menschen besitzen eine harte, lieblose Kritiksucht am Nächsten, um dessen Fehler und Schwächen zu richten, und auch mich wandelt das noch oft an. Da kommt nun früh im Bett die Selbstüberprüfung an die Reihe: Hast du gestern in Gedanken oder Worten über jemand gesprochen, was tadelnd und richtend war? Ei weih! Da stellen sich immer und immer wieder ein paar Fälle ein, daß ich den Splitter in meines Bruders Auge sah, daß ich urteilte und überheblich war, und nun entsteht täglich der Vorsatz: Heute willst du dich zügeln und zähmen! Ich kann Ihnen sagen, Herr Pfarrer, es fällt dem alten Menschen doch schwer! Wir haben doch ein bös Stück Teufel in uns, nämlich den Pharisäerhochmut! Wenn den mehr Leut' dämpfen und ausrotten könnten, bei Gott, es gäbe nicht mehr den zehnten Teil von Zank und Streit!"

„Wieder habt Ihr recht, Meister Rott! Erstes Rezept war: Sei aufrichtig gegen dich selbst und tiefinnerlich zufrieden! Dann die Formel des zweiten Rezeptes: Beherrsche deine Überheblichkeit, bekämpfe deine Selbstgerechtigkeit und halte unbedingt deine Zunge im Zaun! — Und nun bin ich auf das dritte Rezept gespannt."

„Die beiden ersten Dinge, wahre Zufriedenheit und innere Demut, die kann wohl ein Mensch sich enerziehen, aber das dritte sich zu eigen zu machen ist für den schwer, der keine Veranlagung dazu hat, es heißt: Güte! Reine, wahre, große Güte! — Voll Güte alle Schwächen und Fehler seiner Mitmenschen zu verstehen und verzeihen, voll tiefer Güte vergessen und dem nicht nachzutragen, der dir wehe getan, das zu tun, bemühe ich mich täglich und stündlich. Manchmal gelingt es, manchmal oder sogar oft aber nicht. Aber schon das heiße Bemühen macht den Menschen froh und gut. Und mir ist, als ob die Mitmenschen es einem ansehen, oder ob von einem unsichtbare Strahlen ausgehen, die in anderen Menschen unbewußt das Gefühl entstehen lassen, daß man es gut mit ihnen meint. — Sehen Sie, Herr Pfarrer, hier im Orte ist viel Zank und Streit, aber zu mir sind sie eigentlich alle so gut und freundlich. Und deshalb habe ich über meine Tür dies Schild gehängt: Hier wohnt das Glück! Nicht aus Überheblichkeit oder aus Stolz schrieb ich das, nein, ich möchte, daß mich alle Leute fragen, was ich mit dieser Überschrift meine, und dann will ich mit den Leuten sprechen, so wie eben mit Euch, und wenn es mir gelänge, nur einen oder den andern von meinen Rezepten zu überzeugen,

# Heimat aus Gottes Hand

**Roman von Luis Trenker**



## Fortsetzung

Die Leute klatschten laut Beifall. Von einem der Erker herab fragte die Stimme eines Mädchens: „Wer ist's?"

„Der junge Fioller!" antwortete jemand aus der Menge.

Anselm warf dem Treiber den Strick zu. Nun erst spürte er die Erregung. Er taumelte. Vor seinen Augen begann es zu schwanken. Er griff hinter sich, bekam gerade noch die Mauer zu fassen und lehnte sich daran. Er atmete tief, lange Zeit. Dann war es vorüber.

Dies also war getan. Der Stier wußte nun, wohin er gehörte.

Anselm schlenderte über den Platz. Musik klang auf. Eine bunte Schaukel flog steil in die Luft, daß sich die Plache des Daches, einmal herüben, einmal drüben, hoch aufbauschte. Buden standen überall im Geviert. Die Ausschreier fuchtelten lebhaft mit den Armen herum, weil sie vom Schreien schon heiser waren.

Anselm blieb, die Hände breit im Gurt, vor einer der Buden stehen, in Gedanken noch beim Villanderer Stier.

„Süßes, Süßes!" schrie der Mann mit dem aufgezwirbelten Schnurrbart, der eine Türkenmütze trug. Mädchen waren auf einmal da. Weiß der Teufel, wo sie hergekommen waren! Junge Mädchen, blonde, die langen Zöpfe trugen, andere, denen das Haar frei auf die Schultern hing, wieder eine mit schwarzen Locken. Und alle stießen sich an und lachten.

„Süßes, Süßes!" krächzte der aufgezwirbelte Türke.

„Sie werden mich doch nicht mit dem Stier gesehen haben?" dachte Anselm, „es war nicht ganz schön, wie ich so auf der Erde lag . . ."

Immer mehr Mädchen kamen herzu. Anselm sah nicht auf. Er machte sich nichts aus Mädchen. Was waren schon Mädchen? Wer wußte, ob sie überhaupt eine Kuh melken konnten.

Doch sie mußten wohl die Sache mit dem Stier gesehen haben, denn die Große, der die Zöpfe um die Schultern flogen, faßte die andere, die mit den schwarzen Haaren und den runden, rollenden Augen, mit raschem Griff an der Nase und riß nach Kräften daran.

„Wie tut das eigentlich?" rief sie, mit einem Blick zu Anselm hin. Hei, wie sie sich nun wieder in die Seite stießen, wie sie lachten, alle.

„Süßes, Süßes!" Der Türke röchelte nur mehr.

Anselm zog die Uhr. Noch war es zu früh für das, was er vorhatte. Vielleicht sollte er nochmals in den „Schwarzen Adler" gehen. Doch er fürchtete das feiste Gesicht des Stampfeter und das Lachen der andern am Tische. Er wußte genau, weshalb sie eigentlich lachten. Es würgte ihn immer so seltsam die Kehle.

Da war es auf dem Platz noch besser. Ach, warum gab es überhaupt so viele Menschen auf der Welt? Auf Fioll waren sie wenig genug, und doch

---

dann wäre schon ein Schritt getan."

„Meister Rott, von Euch kann man viel lernen, und Ihr vermöget von Eurem Glücke auch auszuteilen."

„Ja, aber nicht das Glück, das so viele Menschen unter Glück verstehen, nicht Ehre, Geld und Gut und schönes, bequemes Leben! Dies Glück meine ich ja gar nicht, sondern das innere Glück, das die Seele so still und ruhig und froh macht."

Der Pfarrer nickte und stand auf und gab Rott die Hand, dabei sagte er: „Das war ein gutes Stündlein, Rott, bei Euch! Ich komme bald wieder! Und nun versucht es, von Eurem Glück an meine Kinder im Dorfe, an meine Seelenkinder, abzugeben! Das wäre ein rechter Segen!"

„Ich will es versuchen, und vielleicht, vielleicht kann dann noch manch anderer auch bald über sein Tor schreiben:

Hier wohnt das Glück!"

waren sie sich dort schon zuviel.

Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen. Dann trat die eine, die mit den blonden Zöpfen, vor und rief in die Richtung hin, in der Anselm stand: „Willst du uns nicht so ein Herz kaufen, ein süßes?"

Dabei sah sie ganz starr auf die Spitzen ihrer Schuhe nieder. Doch eine flammende Röte schlug ihr in das Gesicht.

Anselm drehte langsam an seiner Uhr. Es konnte nicht schaden, wenn die Mädchen sahen, daß sie aus Silber war. Ach, die Mädchen, die glaubten wohl, er hätte nur Kraft, einen Stier zu bändigen, Geld hätte er keines! Die wußten wohl nicht, wie es auf Fioll damit bestellt war!

Mit gleichgültiger Miene trat er näher an den Stand. Die Lebkuchen waren bemalt. Zwei schnäbelnde Tauben waren auf den einen, auf anderen rote Herzen, aus denen heiße Flammen aufschlugen. Auch kleine Bildchen mit Sprüchen und Versen klebten daran.

Geschäftig schoß der Türke hin und her und erklärte Anselm in seiner Sprache Sinn und Kraft der dargestellten Symbole. Schließlich aber holte er mit geheimnisvollen Gebärden einen Lebkuchen aus den Tiefen seines Ladens hervor. Zwei Herzen brannten darin, doch so, daß das hochschlagende Feuer sich zu einer einzigen Flamme vereinte, die sich in zart ringelndem Rauche zu einem einzigen Worte verschlang: „Amore!"

Dieser Lebkuchen war ohne Zweifel der schönste. Er war auch nicht billig. Gespannt sahen die Mädchen zu. Anselm kaufte ihn. Die Mädchen kicherten. Der großen Blonden, die ihn angesprochen hatte, war wohl das Schürzenband aufgegangen; denn sie drehte sich zur Seite, um es zu knüpfen.

Anselm stand da und sah auf das flammende Herz in seiner Hand. Die Mädchen blickten verlegen zur Seite. Nun konnten sie auf einmal nicht mehr sprechen, nicht einmal lachen konnten sie mehr.

Da hatte er sich in eine üble Sache eingelassen. Außerdem reute ihn das Geld. Was sollte er nun anfangen damit? Das Vernünftigste wäre gewesen, den Lebkuchen vor den Augen aller kurzerhand zu verzehren. Aber Anselm machte sich nichts aus süßem Zeug.

Als die Mädchen sahen, wie unschlüssig er war, wollten sie ihm den Entschluß leichter machen.

„Weißt du nicht, was ‚Amore' heißt?" fragte die kleine Schwarze und rollte die Augen.

„Lächerlich", gab Anselm zurück, „ich werde das nicht wissen!"

„Nun also?" riefen die Mädchen, „übersetze es!"

Die Blonde mit den Zöpfen hatte nun ihre Schürze fertig gebunden und errötete wieder.

„Ach was!" rief Anselm großtuerisch, schob den Lebkuchen unter dem Rock und bahnte sich einen Weg.

„Was hab ich gesagt?" hörte er die Blonde sagen, „er hat doch schon einen Schatz!"

„Stark genug ist er!" rief eine andere.

Anselm hörte es wohl, und es war ihm ganz recht, was sie da sagten. Eilig ging er über den Platz. Wegen des Lebkuchens würde ihm schon etwas einfallen. Zur Not könnte er ihn Christoph geben, der aß so etwas sein Leben gern.

Wieder zog er die Uhr. Nun war das Grundbuchamt gewiß schon geöffnet.

„Am besten wird es sein", dachte er, „ich frage wegen des Weinbergs!"

Er zog die Glocke. Aufdringlich gellte sie durch das düstere Gewölbe. Eine alte Frau öffnete.

„Es ist wegen des Weinbergs vom Mutzen!" sagte er.

Die Alte wies mit dem Daumen nach einer Tür. Anselm klopfte. „Avanti!"

Er trat ein und brachte sein Anliegen vor, dieses Mal in italienischer Sprache.

Der Mann, der an dem hohen Pulte saß, war noch jung, kaum dreißig. Er hatte das Haar sorgfältig gescheitelt. Auf der Oberlippe stand ein kleines, zierliches Schnurrbärtchen.

„Um welchen Hof handelt es sich?" fragte er mit zuvorkommender Geste.

„Um Fioll", sagte Anselm.

Der Beamte schob eine Stehleiter an die Regale, klopfte sich aber sogleich die Handflächen ab, als müsse er sehr viel Schmutz davon entfernen. Modrig roch es in dem dumpfen Gewölbe.

Endlich hob er eine Mappe herunter, legte sie auf das Pult und wischte wieder lange die Hände ab. Anselm beugte sich vor. Er sah, wie auf der Mappe in seltsam krausen, eckigen Buchstaben das eine Wort stand: Fioll.

„Fiolle!" sagte der Beamte. Er sprach den Namen in ungewohnter Art. Dann knüpfte er mit gelenkigen Fingern das Band auf, schlug die Deckel auseinander und begann darin zu blättern. Anselm blickte über seine Schultern. „Der Lang Acker" las er da in verschnörkelter Schrift, dann „Das Unter Feld", und „Der Lärchenwald." Wunderlich kam es ihm vor, Namen, die ihm von Kind auf wie die Worte „Vater" und „Mutter" so vertraut waren, auf den alten, vergilbten Blättern aufgeschrieben zu sehen.

Der Beamte zog einen Bogen hervor. Es war der Kaufvertrag über den Weingarten des Peter Federspiel, Besitzers des Anwesens zum Mutzen.

„Es ist alles, wie Sie wünschen", sagte er ver-

bindlich.

Anselm bedankte sich.

Ob er noch einiges nachlesen könne?

Gerne!

Er rückte den Stuhl näher an das Licht.

Zuerst fand Anselm einen Bogen, auf dem das Wappen der Fioller aufgezeichnet war, der Grund purpurrot, das Zeichen in tiefem Blau.

„Es sieht doch mehr nach einer Blume aus", dachte er, „doch ich halte zu der Geschichte mit dem Bären!" Und dann mußte er an den Stier denken. Das war eine Sache gewesen, richtig für Fioll.

Er nahm das erste Blatt. Es war ein altes, völlig vergilbtes Pergament. Die Schrift war so voller Schnörkel, daß er nur mühsam die erste Zeile entziffern konnte:

„Ich, Anselm Hellensteiner, Besitzer des Hofes Fioll am Rojenberg . . ."

Bis ins Herz erschrack er. Als hätte jemand seine geheimsten Gedanken niedergeschrieben!

Sein Name! Da stand er, groß und klar.

Vor mehr als fünfhundert Jahren schon einer, der Anselm hieß wie er! Wie gut dies klang! Feierlich wiederholte er: „Ich, Anselm Hellensteiner, Besitzer . . ."

Auf dem nächsten Blatt stand wieder ein Anselm, auch auf dem dritten. Dann folgte ein Gregor und endlich ein Lukas. Doch gleich darauf wieder ein Anselm. Und der Name blieb für den Besitzer bis zu Gregor, dem Vater.

Doch nun hatte er in den Händen, was ihn eigentlich hierher getrieben hatte: Die letzte Besitzübertragung. Es lagen Pläne dabei. Die Grundstücke waren wohl neu vermessen worden. Von haarfeinen Linien umgrenzt — viel zu leicht für eine Sache, schwer wie Fioll, dachte er! —, sah er in dieser Art das gesamte Besitztum vor sich: Haus, Hof, Anger, Feld, Wiese, Alm und Wald. Was das Auge in Wahrheit niemals mit einem Blick umfassen konnte, auf diesem dreifach ausgeschlagenen Bogen war Fioll als eines zu sehen, ein einziges, geschlossenes Besitztum, wie es aus den Jahrhunderten gekommen und gewachsen war und weiter in die Jahrhunderte ging. Mit diesem Bogen, der leicht in seinen Fingern lag, hielt Anselm ganz Fioll. Und nun las er die Urkunde selbst:

„Gregor und Agnes Hellensteiner, geborene De Lay des Jan aus Antermoja, Besitzer zu gleichen Teilen auf Fioll . . ."

Anselm staunte.

Warum konnte der eine voll Stolz beginnen: „Ich Anselm Hellensteiner, Besitzer des Hofes Fioll am Rojenberg . . .", warum schrieb der Vater dieses andere: „Gregor und Agnes"? Und warum hieß es: „zu gleichen Teilen?"

Dies verstand er nicht, und es gab noch vieles, über das er doch mit niemanden sprechen konnte. Und irgendwie machte diese Sache ihm das Herz schwer. —

Mit diesem Gedanken stieg Anselm den Berg wieder hinan.

Der Vater saß in der Stube.

Mit dem Stier von der Pustertaler Genossenschaft sei es nichts gewesen, begann Anselm. Was der Pfanner von Gufidaun aufgetrieben hätte, wäre voller Tadel, schlecht auch und müde der Latzfonser Stier. Der beste sei noch allwegs der Stier des Pregler von Villanders gewesen. Anselm schilderte ihn umständlich, beschrieb Maß, Gewicht, Alter, Zucht und nannte den Preis, den der Pregler beim ersten Angebot gefordert hatte.

Der Vater nickte. Ein Zeichen, daß er zufrieden war.

Doch Anselm schien der Vater mit einem Male anders, seit er wußte, daß er mit der Mutter das Recht auf Fioll teilen mußte.

„Was einer besitzt", dachte Anselm, muß sein eigen sein. Alles oder nichts! Doch nie zu gleichen Teilen."

Hinter allem im Leben steckten doch immer die Weiber! So weit war Anselm schon gekommen, wenn ihm auch das Letzte daran noch ein Geheimnis war. Bei den Weibern fiel ihm sein Lebkuchen ein. Im Rucksack hatte er ihn verwahrt.

Da der Vater nichts mehr zu wissen begehrte, ging Anselm in die Kammer hinauf und schob den Riegel hinter sich zu.

„Amore!" las er.

Lächerlich.

Er brach etwas von der roten, klebrigen Masse, aus der die Schrift gebildet war, ab und steckte es in den Mund. Es schmeckte viel zu süß. Mit dem Nagel des Fingers kratzte er die Schrift hinweg. Christoph würde wohl lachen darüber und mit dem Herzen in die Gesindestube laufen, um es den Mädchen zu zeigen. Besser war es, das Ganze in den Tschoi zu werfen, da hatte er es los für immer.

Er verbarg den Lebkuchen unter dem Schurz und ging in den Anger zum Bach hinunter.

Viel Geld war es schon, wenn er bedachte, was er alles bekommen hätte: eine kurze Reggelpfeife beispielsweise, wie der Lukas sich schon voriges Jahr eine gekauft hatte, eine, wie sie die Bergsteiger haben. Damit sah einer, dem schon die Stimme gebrochen war und ein Schnurrbart, wenn auch als blonder Schimmer nur, unter der Nase wuchs, viel eher nach einem Mannsbild aus, als wenn er mit einem Herzen aus Lebkuchen herumlief! Eine Sünde, so etwas zu kaufen. Aber wegwerfen? Man könnte es zu fressen geben, den Schweinen etwa,

die fressen alles, oder einem Hund, dem Tyras beispielsweise, wenn er so etwas fraß. Dann war es doch nicht ganz umsonst gekauft.

So kam Anselm, das Herz unter dem Schurz verborgen, nach Tschelm hinüber. Wild zerrte Tyras an der Kette.

„Hüte dich", sagte Anselm, „heute bin ich schon mit einem Stärkeren fertig geworde!" Doch wie ihn auch die Kette zurrückriß, immer wieder sprang er von neuem gegen Anselm und bleckte die Zähne.

„Zurück, Tyras!" rief jemand vom Söller herab.

Sogleich kroch der Hund in seine Hütte.

Ach, du bist's, Anselm!" Es war Ev. Sie beugte sich über das Geländer.

„Ja, ich bin's! Ich wollte eigentlich . . ."

Doch da besann er sich anders.

„Ich habe dir etwas mitgebracht", sagte er.

„Warst du in der Stadt auf dem Markt?"

„Ja, ich mußte einen Stier kaufen. Es war nicht leicht. Das kannst du mir glauben; denn was aufgetrieben wurde, war nicht viel wert. Schließlich habe ich den Stier vom Pregler gekauft. Lange mußte ich handeln. Nächste Woche kannst du ihn sehen. Komm ih maber nicht zu nahe. Und gute Nacht jetzt!"

Damit ging er. Als er über den Zaun steigen wollte, war ihm der Schurz im Wege. Da fiel ihm wieder das Herz ein, dieses peinliche Herz. Zum Teufel damit! Hatte er es nicht Ev schenken wollen?

Gut, daß sie noch auf dem Söller zu tun hatte, um die Wäsche fertig abzunehmen.

„Fast hätte ich vergessen, was ich dir mitgebracht habe", rief er hinauf, „willst du nicht herabkommen und es dir holen?"

„Meinst du, daß es sich lohnt?" lachte sie verächtlich, faßte ein Hemd bei den Ärmeln und schlug es aus, daß ein Sprühregen auf ihn niederging.

Anselm griff unter den Schurz.

„Es ist das schönste Herz, das auf dem ganzen Markte zu kaufen war, und nicht billig, das sage ich dir. Aber ich dachte mir, nach so einem Handel — ihrer mehrere waren um den Stier, doch ich habe sie alle ausgestochen —, da könnte ich es mir schon leisten."

„Du und dein Herz?" lachte Ev, riß dem nächsten Hemd die Arme auseinander und schlug es über den Söller. „Das steht nicht dafür, daß ich hinunterkomme. Wirf es herauf!"

Da warf Anselm das Herz auf den Söller.

Ev fing es mit flinken Händen.

„Schön ist es ja", sagte sie und hielt es vor sich hin, „ich danke dir auch dafür. Aber es fehlt etwas. Die Inschrift ist weggekratzt. Was stand denn hier darauf?"

„Ach, Unsinn!" sagte Anselm, stieg über den Zaun und pfiff sich eins, denn er war froh, daß er sein Herz losgebracht hatte.

## VII

Glocken klingen über Fioll.

Hell und klar läutet die Glocke vom Dorfe Rainalt über die Wiesen, über die Felder.

So rein klingt sie wie die Stimme eines frohgemuten Menschen. Die andere aber kommt weiter über den Berg, breiter über das Land, voll männlicher Kraft, ist sie, ohne Lug und Trug, die Glocke von Albions.

Und dumpfer noch, wuchtig den Grundton rufend, tönt die große Glocke vom Eisacktal herauf, urmächtig, als riefe Gott selber das Land.

Mit den Glocken aber bricht der Sonntag aus den Wolken herab.

Welch ein Tag!

Hier blendet das Licht der Sonne, heller noch, da ihr Strahl durch das Gezweige der Lärchen fällt, die schon im Gold des Herbstes prangen.

Der Fioller faßt die Hand seines Weibes, die schmale, gute Hand.

„Agnes!"

Da lächelt sie und nickt ihm zu. Ja, dies ist der Tag, auf den sie beide gewartet haben, wie lange, ach, wie lange!

Nun erhebt sich der Fioller und tritt zum alten Kasten hin, auf dem die Jungfrau Maria gemalt ist. Lächelnd wiegt sie ihr Kindlein, und im bunten Gerank der Blumen stehen die Heiligen ringsum, um ihr zu dienen. Der Fioller nimmt die Feiertracht aus dem Kasten. Wie lange ist es her, seit er sie das letztemal getragen hat?

Während er die dunkle Bundhose anzieht, den schweren, ledernen Gurt schließt, die weißen kunstvoll gestrickten Strümpfe nimmt, das rote Wams, den langen, grünlodenen Rock, schaut er hinüber zu Agnes. Auch sie hat ihren Kasten geöffnet — ein De Lay hat ihn als Meisterstück gebaut. Agnes legt den weiten, faltigen Lodenrock achtsam um die Mitte. Seine Farbe ist ein tiefes, dunkles Blau, wie es die Tracht des Dorfes fordert.

Der Fioller läßt kein Auge von seinem Weibe.

Nun zieht Agnes die weiße, linnene Bluse über, an der sich weit die frischgestärkten Ärmel bauschen. Darauf nimmt sie den dunkelsamtenen Miederleib, der kreuzweise die goldenen Schnüre trägt, und bindet ihn zu.

„Schließe ihn nicht zu stark, Agnes!" sagt er und will ihr das Mieder lockerer knüpfen.

Da lächelt sie bloß: „Ach, was wißt ihr Männer davon!"

Nun nimmt sie die Schürze und bindet sie vor.

Kräftig hebt sich das helle Blau der Seide vom dunklen Grund des Lodens ab. Das Halstuch nun, aus feinster Seide mit zierlichen Fransen, schlingt Agnes leicht um die Schultern und steckt die Enden vorne in das Mieder.

„Weil du schon dastehst", sagt sie lächelnd und reicht ihm die silberne Nadel hin. Behutsam steckt er sie durch das Ende des Tuches, das über den Rücken fällt.

„So ist es gut, Agnes."

Dem Fioller ist an diesem Morgen, als sähe er sein Weib das erstemal in seinem Leben. War er denn mit Blindheit geschlagen? Gab es irgendwo ein Weib, so schmuck wie Agnes? Wie war alles so klar an ihr, so ohne Fehl!

In der Stube scheint schon die helle Sonne. Unten auf dem Vorplatz steht der Altknecht. Das Unglück mit dem Pinzger Stier damals hat ihm schwer zugesetzt. Seit aber der Villanderer Stier auf dem Hof ist, tritt mitunter wieder ein zages Lächeln in die tausend Falten und Fältchen seines Gesichtes, obwohl der nahende Winter an Gicht und Tod gemahnt. Er ist heute schon in der Frühmesse gewesen. Plag genug für seine alten Knochen.

„Du hälst das Haus, Nagl", sagt der Bauer, „und gib auf den Stier acht. Er ist den Stall noch nicht gewohnt!"

Der Alte nickt bloß und hängt die Pfeife wieder in die Zahnlücke. Als ob er nicht wüßte, was ein Stier, wie der Villanderer einer ist, alles braucht!

Wie der Fioller mit Agnes vor das Haus tritt, steht der Anger schon im hellsten Morgenlicht. Wenn nicht der Reif auf dem Grase läge, könnte es ein Tag im Sommer sein. Doch wo die Sonne hintrifft, schmilzt der Reif schnell fort, und hell glänzen die Tropfen im Grase. Dem Fioller kommt es vor, als wäre die Welt eigens für diesen Sonntag so schön gemacht.

„Noch ist Zeit, Agnes", sagt er und nimmt den weiteren Weg über den Grundacker.

Am Sonntag sind alle schon früh auf. Nicht früher als an Werktagen, aber früher als in den Städten, wo die Leute an Sonntagen sehr lange schlafen.

Im vollen Licht der Morgensonne steht der Fioller Hof. Am Zaune lehnt Christoph. Er ist die letzten Monate lang aufgeschossen, als hätte er plötzlich Eile, seinen Brüdern nachzukommen. Christoph hat die Geige unter dem Arm, denn er spielt seit einiger Zeit schon beim Hochamte mit.

Auf der anderen Seite des Zaunes steht Ev. Die Morgensonne leuchtet so hell in ihr Gesicht, daß das Haar wie ein goldener Schein unm ihre Stirn steht.

„Was weißt du von Lukas?" fragt sie und sieht zu Boden, „hat er geschrieben?"

Christoph schüttelt den Kopf.

„Nun ist es schon weit über ein Jahr, daß Lukas fort ist!"

„Wird sein", sagt Christoph gleichgültig.

Da hebt Ev den Kopf wieder und blickt ihn fragend an. Christoph blickt ihr in die Augen. Dann sagt er ruhig: „Der Goldiner hat geschrieben."

„So, der Goldiner. Was schreibt er?"

„Nichts Besonderes! Nur, daß Lukas ein Diplom erhalten hat für eine besondere Arbeit. Ich weiß es nicht, für eine Maschine, meine ich. Er mußte die Arbeit neben seinem Studium fertig machen. Das ist nicht leicht gewesen, meint der Goldiner, und er glaube, daß Lukas nun ganz bei den Maschinen bleiben werde!"

„Ganz?" erschrickt Ev. „du meinst für immer?"

„Ja, das kann man beim Lukas nie bestimmt sagen!"

Für immer? Ev kommt nicht los von diesem Wort.

Da fragt Christoph ärgerlich: „Was fragst du soviel um den Lukas? Sag mir lieber, was Anselm bei dir wollte! Ich habe ihn gesehen, als er vom Markte kam und nach Tschelm hinüberging. Ihr hattet viel miteinander zu reden. Magst du ihn gern?"

„Er hat mir ein Lebkuchenherz gebracht", sagt Ev und blickt, in Gedanken verloren, auf die Blume nieder, die sie in den Fingern hält. „Für immer, schreibt der Goldiner?"

Ihre zarte kleine Stimme zitterte dabei.

Christoph achtet nicht darauf. „Ein Herz?" fragt er.

„Ja, ein Herz! Aber das hat nichts zu bedeuten!" fügt Ev schnell hinzu. „Er hat die Inschrift vorher weggekratzt, damit ich sie nicht lesen kann. Aber ich hab sie doch lesen können. ‚Amore' stand dort." Ev lachte nun plötzlich voll Übermut. „Aber du kennst ja Anselm!"

„Und wie ich ihn kenne", sagt Christoph düster. „Er hat immer was zu denken. Siehst du den Vater drüben über den Wiesenweg gehen und die Mutter? Sie gehen das erstemal seit langem wieder miteinander in das Hochamt. Weißt du, was das bedeutet?"

„Nein!"

„Nun, du wirst es noch erfahren", meint Christoph, „übrigens, nimm die Blume nicht in den Mund, Ev, die Herbstzeitlosen sind giftig."

„Wie du dich um mich sorgst", sagt Ev, doch sie sieht ihn dabei zornig an und zieht die Stirn in Falten, „ach, ihr drei Brüder drüben in Fioll!" seufzt sie und lacht wieder und läuft weg ohne Gruß. —

Anselm kommt vom Hofe her. Am Anger bleibt er stehen, sieht, wie der Vater, die Mutter von der Wiese herauf den Weg zur Kapelle einbiegen. Da nimmt er den oberen Steig durch den Lärchenwald ins Dorf. Er will ihnen nicht begegnen, wie sie da „zu gleichen Teilen", wie er es in seinen Gedanken nennt, zur Kirche gehen. Anselm paßt vieles nicht auf Fioll. —

Heller die Glocken, heller auch die Sonne!

Der Fioller legt seine Hand auf Agnes' Arm. „Gib acht", sagt er, „der Weg ist schlecht."

Sie rasten vor dem Hause des Lehrers. Er steht am offenen Fenster, die trüben Augen der Sonne zugewandt, und spielt, ganz hingegeben, das Violinsolo aus dem „Benediktus", das er heute beim Hochamt spielen wird. Sein Antlitz strahlt verklärt.

Der Fioller möchte etwas zum Gruße sagen, doch Agnes deutet ihm zu schweigen.

So schön wie unter dem freien Himmel, in der strahlenden Morgensonne, werden sie das Benediktus nicht mehr hören. Agnes weiß, daß das alte, sehr wertvolle italienische Instrument des Lehrers Felmas ein Erbstück von dessen Großmutter aus Bozen ist. Es sei die Arbeit eines Schülers des Meisters Antonio Guarneri, hatte ihr Felmas einmal erzählt.

Die Geige verstummt. Eine Lerche, als hätte sie die Melodie aufgenommen, steigt aus dem Felde hoch und beginnt zu singen. Höher und höher steigt sie gegen den klaren Himmel und singt — das Auge kann sie nicht mehr erreichen —, singt dem Morgen das „Benediktus" weiter.

„Felmas, ich danke Euch!"

Der Halbblinde wendet den Kopf und horcht der Stimme nach. „Ihr seid es, Frau Agnes? Sagt, ist es wahr, was Christoph erzählt? Der Vater, sagt er, ließe ihn weiterlernen! Er sei ganz anders geworden. Gern höre er nun sein Spiel."

„Das fragt ihn selber, Felmas!"

„Oh, ich wußte nicht! Ihr seid doch sonst immer allein vorbei gekommen, Fiollerin! Meine Augen lassen nach, verzeiht. So ist es wahr, Fioller?"

„Wenn es mein Weib sagt, Felmas, so ist es wahr!"

„Wie gut Ihr redet! Das ist ein guter Tag heute! Christoph ist begabt. Es ist viel Kraft in ihm, eine junge ungebärdige Kraft. Er ahnt sie selbst nicht, geschweige denn, daß er sie meistern könnte! Manchmal . . . Es ist, als wäre sein Herz zu eng, um soviel Leidenschaft zu fassen."

Der alte Lehrer wendet sein Gesicht wieder der Sonne zu. Sein schlohweißes Haar glänzt hell. Er spricht das Wort zu Ende, wie eine Offenbarung, so feierlich klingt es: „Doch einmal wird Christoph groß werden, ich sehe nur nicht, wie. Vielleicht in seiner Liebe zu aller Kreatur, ich sehe es nicht klar genug."

Ein Kind ruft mit heller Stimme vom Garten her: „Kommt, Großvater!"

Übermütig steht das Haus des Kramerherrgott in der Sonne. Rot, grün und blau glänzen die Tafeln über der Tür. Sie verkünden alles, was das Dorf braucht: Seife, Zentrifugen, Öl, Feigenkaffee, Schuhschmiere, Wermut und Zahnpasta. Der „junge Hergott", wie er heißt, reibt sich die Augen, grüßt umständlich, ja er bringt, als er den Fioller zusammen mit seinem Weibe sieht, vor Staunen das Maultor nicht mehr zu. Er hat den Namen von seinem Vater geerbt, dem alten „Kramerherrgott." Gott hab' ihn selig! Aber er ist nicht mehr allgegenwärtig, landauf, landab, auch allmächtig nimmer, seit ihm die Schulden schwer über das Dach hängen, und allgütig schon gar nicht mehr.

„Fioller, wenn du etwa doch den neuen Alfa-Separator nehmen willst?"

„Laß gut sein, Kramer!" —

Am Doktorhaus steht Arturo Gentili, der neue Arzt des Dorfes, am Zaun und nickt Agnes zu, der tapferen Frau, und grüßt den Fioller, der ernst und gemessen seinen Gruß erwidert.

Und nun die Schmiede. Breit steht der Kajetan Ambosser in seinem besten Gewand, dem schwarzlodnen, davor. Man sieht ihm an, daß er schon lange auf die beiden gewartet hat. Jetzt streckt er dem Fioller die Hand engegen, darauf ihr, der Fiollerin.

„So wohl!" nickt er zufrieden.

Kein Stäubchen Ruß ist an ihm, nicht, was des Werktages wäre. Selbst das Gesicht so klar, als wäre es ein neues.

„Mein Weib ist schon voraus", sagt er ein wenig verlegen. „Ich gehe mit euch!"

Der Fioller nickt kurz zurück.

„Ich dank' dir auch, Kajetan!" sagt er mit verhaltener Stimme. Er will sich das Glück, das ihm an diesem Morgen schmerzhaft schien, das Herz bedrängte, nicht anmerken lassen, auf daß der andere, der Freund, das eigene Unglück nicht um dieses stärker fühle.

„Wüßt' nicht wofür", sagt der Schmied und lächelt; er will nicht, daß sein Freund mit seinem Glück zurückhält, das ihm doch in den Augen steht.

Es sind immer dieselben gleichgültigen Worte, welche die beiden Freunde miteinander wechseln, weil keiner aussprechen kann, was ihn bewegt. Und doch schlägt ein starkes, aufbegehrendes Herz in den wenigen kargen Worten. Das wissen sie. Und darum schweigen sie jetzt. — **(Fortsetzung folgt)**

# FATIMA STUDENT BURSE

Am 11. Februar d. J. erließ Papst Pius XII. ein Schreiben (Motu Proprio: „Cum Supremae"), durch das ein neues päpstliches Werk in der weltweiten Kirche gegründet wurde: Das päpstliche Werk für Berufe zum Ordensleben." Wir werden später noch darüber schreiben. Hier wollen wir nur heute auf die große Sorge der Kirche hinweisen: Woher nehmen wir Priester und Ordensleute, um den immer größen wachsenden und von drohendsten Gefahren umgebenen Weinberg Gottes zu bestellen? Die Kirche ruft nach Priestern und nach Ordensleuten! Lange schon hören wir diesen Ruf, und wir suchen zu helfen, opfernd und betend. Sieben Priester kann das Seminar zu Battleford der Kirche dieses Jahr stellen. Doch — was heißt das schon, sieben Priester bei dieser Priesternot? Beten wir dreifach mehr als wir opfern! Hier handelt es sich um Gnaden, die zum Altar berufen, und um Gnaden, die notwendig sind, auch auf dem Wege von der untersten Schulstufe bis zur Priesterweihe auszuharren. Beten wir — und opfern wir!

| | |
|---|---|
| **Bisher eingenommen:** | **$6,236.77** |
| **Mrs. F. Rositch, N. Kamloops, B. C.** | **$1.00** |
| **Mr. & Mrs. John Ries, Mendham, Sask.** | **10.00** |
| **Mrs. C. Lopinski, Bruno, Sask.** | **5.00** |
| **Mr. & Mrs. N. Lix, McTaggart, Sask.** | **2.00** |
| **Joe Gallinger, Macklin, Sask.** | **10.00** |
| **George Gallinger, Macklin, Sask.** | **10.00** |
| **Karl Reschny, Primate, Sask.** | **2.00** |
| **Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P.Q.** | **2.00** |
| **Leopold Becker, Bashaw, Alta.** | **1.00** |
| **Lorenz, Beilmann, Primate, Sask.** | **1.00** |
| **Mrs. Zita Bonokoski, Torquay, Sask.** | **1.00** |
| **Mrs. Anna Linge, Saskatoon, Sask.** | **1.00** |
| | **$6,282.77** |

**Bitte, sendet euere Gaben an:** The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.